

# Land um den Ebersberger Forst

Beiträge zur Geschichte und Kultur



2 (1999)

Jahrbuch des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg e.V.

# Land um den Ebersberger Forst

Beiträge zur Geschichte und Kultur

---

Jahrbuch des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg e.V.

2 (1999)

# Land um den Ebersberger Forst

Beiträge zur Geschichte und Kultur



**Jahrbuch des Historischen Vereins  
für den Landkreis Ebersberg e.V.**

2 (1999)

Umschlagvorderseite: Figur der Heiligen Anna selbdritt aus der Kirche in Berghofen (siehe S. 39).  
 Umschlaginnenseite: Porträt des in Ebersberg geborenen Mediziners Dr. Desiderius Beck (siehe S. 88).  
 Umschlagrückseite: Statue des Apostels Andreas aus der Kirche in Loitersdorf (siehe S. 31).

## Impressum

Herausgeber: Historischer Verein für den Landkreis Ebersberg e.V.  
 Tegernauer Straße 15, 83553 Frauenneuharting

Redaktion: Bernhard Schäfer

Copyright: © 2000 Historischer Verein für den Landkreis Ebersberg e.V.

Druck: Eder & Poehlmann, Neukeferloh/München

Verlag: Grafische Konzeption, Satz und Repros  
 Verlag Lutz Garnies, Neukeferloh/München  
 ISBN 3-926163-20-8



## Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	6
<b>Aufsätze</b>	
Theo Vennemann Grundfragen der Ortsnamenforschung, dargestellt an den Beispielen Ebersberg und Yssingeaux sowie weiteren bayerischen und europäischen Örtlichkeitsnamen .....	8
Brigitte Schliewen Die Apostel von Loitersdorf .....	29
Hermann Beham Der Meister von Rabenden und der Landkreis Ebersberg .....	36
Stefan Breit Ein Sautreiber verklagt den Herzog von Bayern .....	56
Antje M. Berberich Dr. Desiderius Beck – Ein Sohn Ebersbergs gründet das erste Moorbad Bayerns: Bad Aibling .....	79
Berthold Schäfer Der Ebersberger Raum in einer volkskundlichen Befragung aus dem Jahre 1908 – Die Marktgemeinde Schwaben .....	95
Rudolf Gerer Wolfgang Koller – Schulmann und Heimatdichter .....	105
<b>Mitteilungen und Notizen</b>	
Hans Roth Sakrale Zeichen in der Landschaft. Kreuze – Bildstöcke – Kapellen .....	121
Bernhard Schäfer Lorenz Wagner – Marktschreiber und Chronist .....	127
<b>Hinweise</b> .....	135
Neues heimatkundliches Schrifttum .....	135
Wichtige Termine .....	137
<b>Vereinschronik 1999</b> .....	138
<b>Mitarbeiter dieses Bandes</b> .....	142

## Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

als sich die Vorstandschaft des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg e.V. vor nunmehr nahezu zwei Jahren in ihrer ersten Sitzung nach der Gründung des Vereins dazu entschloss, ein vereinseigenes Jahrbuch herauszugeben, war damit ein wortinhaltlicher Anspruch erhoben, dem es erst einmal in der Wirklichkeit zu entsprechen galt. Tatsächlich gelang es dann aber, bereits ein Jahr später den ersten Band des Jahrbuches, das den Titel „Land um den Ebersberger Forst. Beiträge zur Geschichte und Kultur“ tragen sollte, der Öffentlichkeit zu übergeben. Wenn jetzt, dem gesteckten Zeitplan entsprechend, der zweite, im Umfang nicht unwesentlich gewachsene Band des Jahrbuches vorliegt, so darf dies fraglos als Rechtfertigung der seinerzeit getroffenen Entscheidung gewertet, gleichzeitig aber auch als positiver Ansporn für die Zukunft verstanden werden.

Den Reigen der inhaltlich in viele verschiedene Richtungen ausgreifenden Beiträge dieses Bandes eröffnet Theo Vennemann, der in seinen differenzierten und behutsamen Ausführungen neue Wege der Ortsnamenforschung beschreitet und dabei unter anderem den herkömmlichen Herleitungen der Namen der partnerschaftlich miteinander verbundenen Städte Ebersberg und

Yssingeaux bislang noch nicht ins Kal kül gezogene Deutungen gegenüberstellt.

Brigitte Schliewen begibt sich in ihrem Aufsatz auf die spannende Suche nach der Künstlerwerkstatt, in der die beiden spätgotischen Apostelfiguren der Sankt-Andreas-Kirche in Loitersdorf entstanden sein könnten. Trotz der Ungunst der Quellenlage gelingt es ihr auf Grund scharfsinniger Analyse der wenigen verbliebenen Anhaltspunkte und eingehender Kunstwerksvergleiche mögliche Bezüge zu einer bekannten Künstlerwerkstatt des ausgehenden Mittelalters herzustellen.

Der Meister von Rabenden ist in der Kunstgeschichte Bayerns seit langem eine feste, wenngleich nach wie vor namentlich unbekannte Größe. Den Niederschlag seines Wirkens im Ebersberger Raum vollständig zu erfassen, ist das Ziel der Abhandlung Hermann Behams. Bei seiner gründlichen Bestandsaufnahme gelangt der Autor zu bemerkenswerten Überlegungen, die der künftigen Kunstgeschichtsforschung neue Aspekte und Perspektiven in Bezug auf den anonymen Künstler eröffnen.

Einen Rechtsstreit, der sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts zwischen dem bayerischen Herzog Maximilian und den Jesuiten des Klosters Ebersberg auf der einen Seite und zwölf Gemeinden



des nordöstlichen Ebersberger Raumes auf der anderen Seite bezüglich der Waldnutzungsrechte in der „Ebersberger Gmain“ entzündete und der die streitenden Parteien letztlich bis vor das Reichskammergericht führte, zeichnet in eindrucksvoller Weise Stefan Breit nach.

Einen gebürtigen Ebersberger, der wegen seines segensreichen beruflichen Wirkens Berühmtheit erlangen sollte, stellt Antje M. Berberich vor: Dr. Desiderius Beck. Der Sohn Karl Theodor Becks, des Herrschaftspflegers des Malteser-Großpriorats Ebersberg, gründete als Amtsarzt in Aibling an seinem Dienstsitz das erste Moorbad Bayerns.

In Fortsetzung der im 1. Band des Jahrbuches begonnenen Edition der auf eine 1908 gestartete volkskundliche Umfrage des Vereins für Volkskunst und Volkskunde hin eingegangenen Antworten aus dem Bezirk Ebersberg, stellt Berthold Schäfer diesmal die von dem Lehrer Ignaz Peslmüller verfassten Mitteilungen aus dem Markt Schwaben vor.

Rudolf Gerer entwirft in seinem Beitrag ein facettenreiches Lebensbild des früheren Ebersberger Schulrates Wolfgang Koller. Der 1974 verstorbene Pädagoge, der vielen Landkreisbewohnern noch gut in Erinnerung ist, erscheint dabei nicht nur als Schulmann, sondern darüber hinaus auch als Heimatforscher, Heimatdichter und Kunstfreund.

Die Klein- und Flurdenkmäler gelten als die „Stiefkinder“ der Denkmalpflege. Das Bewußtsein für diese heute oft gefährdeten geschichtlichen und kulturellen Kleinode in der Landschaft zu

wecken, ist das Anliegen Hans Roths, der in seinen Ausführungen ihre Herkunft, Bedeutung, Entwicklung und Gestaltung skizziert.

Die Veröffentlichung einer Chronik des Marktes Grafing aus dem 19. Jahrhundert gab schließlich Anlass, einmal dem Leben und Wirken ihres Verfassers, des Marktschreibers Lorenz Wagner, nachzuspüren.

Unter der Rubrik „Hinweise“ finden sich wieder eine Aufstellung neuen heimatkundlichen Schrifttums sowie eine ganze Reihe wichtiger geschichtlicher und kultureller Termine des laufenden Jahres.

Die „Vereinschronik“ gewährt einen Rückblick auf die Aktivitäten des Historischen Vereins im vergangenen Jahr und gibt neben einer Aufstellung der Zusammensetzung der Vorstandschaft eine Liste sämtlicher Mitglieder wieder.

Allen Freunden der Geschichte und Kultur im Landkreis Ebersberg wünsche ich im Namen der gesamten Vorstandschaft anregende Stunden bei der Lektüre dieses neuen Bandes des „Landes um den Ebersberger Forst“.

Bernhard Schäfer  
1. Vorsitzender

# Grundfragen der Ortsnamenforschung, dargestellt an den Beispielen Ebersberg und Yssingaux sowie weiteren bayerischen und europäischen Örtlichkeitsnamen<sup>1</sup>

Theo Vennemann

Mein Vortrag gilt der Deutung des Siedlungsnamens Ebersberg und einiger weiterer Ortsnamen, darunter Yssingaux. Ich stütze mich auf einen Artikel (Vennemann 1999), in den insbesondere die neue Deutung des Namens Ebersberg aufgenommen ist, die zuvor in den Ebersberger Zeitungen erschienen war (vgl. Hamel und Vennemann 1998, Vennemann 1998a). Es wird nicht unbemerkt bleiben, dass meine Ausführungen mindestens so viele Fragen aufwerfen, wie sie beantworten.

## Ebersberg: Früheste Bezeugungen

Die frühesten Bezeugungen Ebersbergs kann man in verschiedenen Standardwerken nachlesen; ich folge hier hauptsächlich v. Reitzensteins bequem zugänglichem Lexikon (1991, S. 112, s.v. Ebersberg) sowie Puchners Historischem Ortsnamenbuch (1951, S. 18-20, Nr. 74 Ebersberg).

In der Chronik des Klosters Ebersberg von Abt Williram, 11. Jahrhundert zum 9. Jahrhundert, steht: oppidum, quod

Eberesperch vocatur ‚die Stadt, die Eberesperch genannt wird‘. Der Name ist bezogen auf die von Graf Sigihart von Sempt erbaute Burg Ebersberg, „die sein Enkel Eberhart 933 mit Wall und Graben umgeben läßt“ (Puchner). Dieser Eberhart gründet 934 auch die Kirche und das Kanonikerstift. Weitere Daten sind: a. 970 Weihe der Kirche in Eberesperc; um 1005/07 Übergabe des Klosters an die Benediktiner; a. 1011 Eparesperc<sup>2</sup>; a. 1024-1039 heutige Schreibung Ebersberg; a. 1043 (Kopie des 12. Jahrhunderts) Aprimons (... abbas Aprimontis ‚des Abtes von A.‘), mit lateinisch aper ‚Eber‘ (= deutsch Eber)<sup>3</sup> und lateinisch mōns ‚Berg‘.

## Ebersberg ‚Berg des Ebers‘

Zunächst erinnere ich an die traditionellen Deutungen des Namens Ebersberg, wie sie sich bei v. Reitzenstein (1991) finden. „Nach der Klostersage hat ein Eber dem Grafen Sigihart bei einer Jagd den Ort des späteren Klosters gezeigt.“ Aventinus schreibt a. 1519-21: „... ab apro, quem ibi invenit, Eburo-



bergomum, quod apri montem valet (‚nach einem Eber, den er dort fand, Eburobergomum, was Berg des Ebers bedeutet‘).“ So heißt es auch bereits a. 1043: Aprimons (... abbas Aprimontis ‚des Abtes von A.‘), wo lateinisch aper = deutsch Eber. Diese Deutung dürfte sogar bereits der Namenform Eberesperch des 9. Jahrhunderts zugrunde liegen. Denn die Form des Namentails Eber- (statt Ebar-/Epar- wie im Beleg Eparesperc von 1011) von Eberesperch lässt sich am besten als Indiz einer solchen Deutung verstehen; im Althochdeutschen hieß das Wort für den Eber nämlich nicht ebar, sondern ebur / eber.

„Im Wappen erscheint der schwarze Eber erstmals im 15. Jahrhundert“ (v. Reitzenstein). (Abb. 1) Nach den Chroniken ist der Eber tatsächlich schon im 13. Jahrhundert als Konventsiegel des Klosters anzutreffen.<sup>4</sup> Die Eber-Deutung (der Ortsgründungssage und des Wappens) ist bei v. Reitzenstein (1991) zurecht abgelehnt.



Abb. 1: Das Wappen der Stadt Ebersberg.

## Ebersberg ‚Berg des Eberhard‘

Zur Deutung schreibt v. Reitzenstein (1991) ferner das Folgende: „934 findet sich [bei Abt Williram] die Nach-

richt ... comitis Eberhardi, qui primus erat institutor Eberespergensis monasterii (... des Grafen Eberhardus, welcher der erste Gründer des Klosters Ebersberg war‘). ... Wie aus dem Beleg von 934 hervorgeht, liegt dem Bestimmungswort der Personennamen Eberhard zugrunde, wobei bei der Namenbildung dessen zweiter Bestandteil weggefallen ist.“ Der Autor akzeptiert die Eberhard-Deutung.

Ich sehe für die Eberhard-Deutung die folgenden Probleme: 1. Wenn die Stadt nach einem Eberhard benannt wurde, sollte sie Eberhardsberg heißen. 2. Der Name Ebersberg ist älter als das Kloster, so dass der Eberhard von a. 934 den Namen Ebersberg keineswegs begründet, sondern allenfalls auf das Kloster übertragen haben kann; von einem ersten Namengeber Eberhard ist jedenfalls nichts bekannt.

Wenn zwischen den Namen Ebersberg und Eberhard überhaupt eine Verbindung besteht, dann sollte sie die umgekehrte sein. Fragen wir nämlich, wer Graf Eberhard war. Er war: 1. Erbe von Eber-s-berg (dieser wichtigen Besitzung des Grafengeschlechts von Sempt) und 2. Enkel des bedeutenden Grafen Sigi-hard. Wie ließe sich das besser ausdrücken als im Namen Eberhard?

## Ebers- in Ebersberg = Ebers- in Ebersburg?

Im Historischen Atlas von Bayern heißt es: „Nach Meinung Störmers haben die Ebersberger den Namen ihrer neuen Burg und ihres Hausklosters von einer Königsburg in der Ostmark übernommen, der Eparesburg, die wohl mit

Ybbs, gegenüber von Persenbeug, zu identifizieren ist. Diese Burg war ein Hauptaktionszentrum der Wilhelminer, deren frühe Verwandte und spätere Haupterben die Ebersberger waren.“<sup>5</sup> Als Namenerklärung aufgefasst, entspräche diese Ansicht dem Schema der Erklärung des Unbekannten aus dem noch Unbekannteren, *ignotum per ignotius*. Denn erstens ist Eparesburg um nichts leichter zu verstehen als Eparesperch; und zweitens weiß man offenbar von der Eparesburg noch nicht einmal mit Gewissheit, wo sie stand, so dass eine Erklärung ihres Namens mangels Kenntnis ihrer Topographie prinzipiell ausgeschlossen ist. Besser hält man sich deshalb an Ebersberg selbst, von dem wenigstens gewiss ist, wo und wie es liegt.<sup>6</sup>

### Was macht Ortsnamen interessant?

Mein Hauptinteresse an den Ortsnamen gilt nicht in erster Linie diesen selbst, sondern dem, was wir durch sie über die Vorgeschichte lernen können. Rolf Bergmann, Professor in Bamberg, schrieb mir am 27. Mai 1992 in einem Brief über die Flussnamen: „Es ist ja gewiß, dass die Hydronymie das älteste europäische Sprachmaterial überhaupt überliefert, und es ist in der Tat jede wissenschaftliche Mühe wert, diese Überlieferung sprachhistorisch und darüberhinaus allgemeineschichtlich auszuwerten.“ Wenn ich in diesem Zitat statt „Hydronymie“, d.i. die Gesamtheit der Flussnamen, „Toponymie“ lese, also die Ortsnamen oder Örtlichkeitsnamen im Allgemeinen, unter Einschluss der Siedlungsnamen,

Bergnamen usw., dann formuliert diese Briefstelle das Forschungsprogramm, in dessen Rahmen auch dieser Vortrag angesiedelt ist.

Zu der im Zitat angesprochenen sprachhistorischen und allgemeineschichtlichen Auswertung gehört auch die Einbettung in den geographischen Zusammenhang der jeweiligen Örtlichkeit. Ferner gehören dazu Rekurrenzen von Namen und geographischen Eigenschaften. Insbesondere gilt in der Ortsnamenkunde die Regel, dass man Ortsnamen nicht ohne Kenntnis der historischen Topographie, des Erscheinungsbildes jetzt und vor allem zur möglichen Zeit der Namengebung, betreiben darf.

### Ebersberg – die neue Deutung

Schauen wir auf die Karte der Umgebung von Ebersberg, so sehen wir, dass die Stadt an der Ebrach liegt, einem Zufluss der Attel aus dem Eggelburger See, auf den a. 1582 auch als Ebrachsee Bezug genommen wurde. Die Ebrach ist a. 845 als *amnis Eparaha* ‚der Fluss Eparaha‘ bezeugt. Auch hier ist das -p- für -b- lediglich Resultat der bairischen Schärfung; es könnte ebenso Ebaraha stehen. Die jetzige Schreibung des Namens, Ebrach, findet sich denn auch bereits 1383.

Der Flussname ist, wie das ungemein häufig ist, zugleich als Siedlungsname verwendet, nämlich im Namen Ebrachs (ehemaliger Landkreis Wasserburg), im 12. Jahrhundert *curia ... Ebra*.<sup>7</sup> Dieses Benennungsverfahren ist in der Tat so gewöhnlich, dass sich eine Beweisführung beinahe erübrigt:



Moskau liegt an der Moskva,  
 Rom liegt am Rumon – dies ein alter Name des Tibers,  
 Regensburg liegt am Regen,  
 Isen liegt an der Isen,  
 Schamhaupten liegt am Schambach (genauer: an der Quelle des Schambachs, deshalb -haupten),  
 Visselhövede (in Niedersachsen) liegt entsprechend an der Quelle der Vissel (niederdeutsch -hövede = -haupten),  
 Maisach liegt an der Maisach,  
 Ebrach (Franken) liegt an der (dortigen) Ebrach,  
 und auch das bairische Ebrach liegt an der Ebrach, nämlich von Ebersberg aus etwa zehn Kilometer flussabwärts.

Die obigen Beispiele sind aus Hunderten beinahe zufällig ausgewählt. Der hiernach zu unterbreitende Vorschlag (zuerst mündlich von Elisabeth Hamel, Ebersberg, vorgetragen) kann nur lauten, dass auch Ebersberg nach seinem Fluss, der Ebrach, benannt ist.

### Vom Namen der Ebrach zum Namen Ebersbergs

Die älteste bezeugte Form des Flussnamens von a. 845, *amnis Eparaha*, zeigt uns, wie wir uns das Verhältnis der beiden Namen vorzustellen haben. Das Flösslein hieß vor der Ankunft der Baiern +Ebara, nach ihm die Siedlung ebenso. Der Flussname +Ebara wurde mit -aha ‚Bach‘ zu Ebrach eingedeutscht bzw. bajuwarisiert (vgl. a. 845 *Epar-aha*), der Siedlungsname +Ebara mit -berg zu Ebersberg (vgl. noch a. 1011 neben Eberesperch etc. die Form *Eparesperch*); schematisch:

+Ebara + -aha ‚Bach‘ → +Ebaraha (belegt: Eparaha)  
 > Ebrach (eigentlich: „Eberbach“)  
 +Ebara + -berg ‚Berg‘ → +Ebaresberg (belegt: Eparesberg)  
 > Ebersberg

Bei der Eindeutschung des Siedlungsnamens +Ebara dürfte bereits die Deutung mittels des althochdeutschen Eber-Wortes eine Rolle gespielt haben; denn so erklärt sich nicht nur die Form Eber- statt Ebar-, sondern auch die Verwendung der Genitivform Eberes ‚(des) Ebers‘ in Eberesperch. Zu erwarten wäre rein lautgeschichtlich „Eberberg“.

### Zwei Siedlungsnamen nach demselben Fluss?

Man mag hier fragen, ob es die Erscheinung, dass zwei Siedlungen nach ein und demselben Fluss benannt sind, wie es hier für Ebrach und Ebersberg mit Bezug auf die Ebrach angenommen wird, überhaupt gibt. Die Antwort kann nur ein entschiedenes Ja sein. Ich gebe zur Illustrierung ein einziges, besonders deutliches Beispiel. An der Paar, die rechts des Lechs durch Mering, Kissing und Aichach zur Donau fließt, liegen zwei Dörfer namens Paar und dazu ein Dorf namens Baar. Da Paar, a. 1171-1203 (Kopie von 1209/10) „... apud Parram (‚bei der Parra‘)“, a. 1295 Parr, 1451 an der Paar (v. Reitzenstein 1991, S. 296, s.v. Paar), als +Barra (mit bairischer Verschärfung des anlautenden +b-) zu rekonstruieren ist, haben wir mit Paar/Paar/Baar eigentlich dreimal denselben Namen am selben kleinen Fluss, sogar ohne jeglichen unterscheidenden Zusatz.

## Weitere Eber-Namen in Deutschland

Es gibt mehrere mittels Eber- gebildete Fluss- und Siedlungsnamen in Deutschland. Berger (1999) schreibt zu Eberbach, Stadt am Neckar im Odenwald:

„Der Name 1330 Eberbach purch und stat, 1227 castrum (= die Burg) Eberbach, 1196 Eberbach ist mit ahd. eber, ebur ‚männliches Wildschwein‘ gebildet und eigtl. ein Gewässername (→ -bach), vgl. den Ort Erbach (Rheingau), um 1060 Eberbach, und die mit dem GW [Grundwort] -ach gebildeten Flussnamen Ebrach (bei Wasserburg am Inn, BY [Bayern], 845 Eparaha), Rauhe Ebrach (l. [links] zur Regnitz, 1297 Ebrach) und Reiche Ebrach (l. zur Regnitz, 1069 Ebera).“

Die hier genannte Ebrach bei Wasserburg am Inn ist identisch mit der Ebersberger Ebrach. Eine weitere Parallele bildet der Markt Ebrach im oberfränkischen Landkreis Bamberg, früher Ebera, Eberaha usw. Hierzu schreibt v. Reitzenstein (1991, S. 113, s.v. Ebrach), ein Gewässername liege zugrunde. Als Deutung gibt er an: ‚fließendes Wasser, an dem sich Eber aufhalten‘. Darin folgt er spätmittelalterlichen Namendeutern: Deren „Übersetzung“ lautete: apri vel aprorum insulam (‚Au des Ebers oder der Eber‘). Und ihre „Erklärung“ lautete: propter copiam aprorum illic olym existencium (‚wegen der Menge der Eber, die sich dort einst aufhielten‘).

Auch den Namen des Marktes Burgbrach, ebenfalls im oberfränkischen Landkreis Bamberg, zuerst als Ebaraha

bezeugt, deutet v. Reitzenstein mit Bezug auf den Fluss Ebrach, an dem der Ort liegt. Insofern muss es als Rätsel erscheinen, warum er Ebersberg nicht gleichfalls auf die Ebrach bezieht, so wenig wie übrigens Berger (1999). Beide verletzen hiermit die schon genannte methodische Grundregel der Ortsnamenkunde, dass man Ortsnamen nicht ohne Kenntnis der historischen Topographie, des Erscheinungsbildes jetzt und vor allem zur möglichen Zeit der Namengebung, betreiben darf, sowie des Erfahrungssatzes, dass Siedlungsnamen häufig mit Flussnamen identisch sind bzw. auf ihnen aufbauen, indem sie von ihnen abgeleitet oder mit ihnen zusammengesetzt sind.<sup>8</sup>

## Zur Verbreitung der Eber-Namen

Besser als die Aufzählung von Parallelen verdeutlichen Karten die Verbreitung der Eber-Namen. Freilich muss man im Gedächtnis behalten, dass noch längst nicht alle Namen systematisch erfasst oder gar überprüft sind. Es handelt sich also um einige Eber-Namen in zwei Ländern, Deutschland und Frankreich. (Abb. 2 u. 3)

Um die große Zahl der Eber-Namen auch in einem anderen europäischen Land zu verdeutlichen, habe ich ein französisches Namenwerk (Dauzat [1978]) entsprechend exzerpiert:

Averdon, L.-et-C.: 11. Jh. vicaria Everdunum; gallischer Männername Eburros plus gallisch dunum ‚Festung‘. Vgl. in der Schweiz Yverdon.

Avrainville, H.-Marne: 12. Jh. Evreinvilla.

Avrainville, M.-et-M.: a. 1359 Avarinvilla.



Abb. 2: Die Fluss- und Siedlungsnamen mit Eber- in Deutschland.



Abb. 3: Die Fluss- und Siedlungsnamen mit Eber- in Frankreich

Avricourt, Mos.

Avricourt, Oise: a. 977 Avricurtis. Alle: vom germanischen Männernamen Ebur, Eber, der mit lateinisch Aper (lat. aper ‚Eber‘) verwechselt werden konnte, plus lateinisch cortem ‚domaine‘.

Avrolles, Yonne: 4. Jh. Eburobriga, 9. Jh. Evrola; von gallisch eburos ‚[französ.] if‘, d.i. ‚Eibe‘, plus briga ‚Berg‘; mit dem Diminutivsuffix -ola.

Eberbach, B.-Rh. (canton Seltz, canton Woerth); germanischer Männername Ebur (zu deutsch Eber ‚sanglier‘).

Ebersheim, B.-Rh.: a. 861-862 Eboresheim; wie Eberbach, doch mit germanisch heim ‚village‘.

Ébréon, Char: a. 868 [?] Ebredonus, a. 1302 de Ebreone; gallischer Männername Eburros plus gallisch dunum ‚Festung‘.

Embrun, cant. H.-Alpes: 1. Jh. Ebrodunum; alte Hauptstadt der Catiriges. Variante von Averdon (s.o.).

Évergnicourt, Aisne: a. 1071 Eberneicortis; Zusammensetzung mit dem alten Dorfnamen \*Evergni; germanischer Männername Eburni mit Suffix -iacum, plus lat. cortem ‚domaine‘.

Évrans, canton C.-du-N.: wahrscheinlich Variante von Ebron (ebur-one oder Eburo-dunum), siehe Évron.

Évron, canton May.: a. 989 Ebron; gallischer Männername Eburros. Unklare Termination; vgl. aber auch Évrune.



Évrune, Vendée: 14. Jh. Ebreduna. [Dies wird nicht näher erläutert, wäre aber sicherlich im zweiten Kompositionsglied zu gallisch *dunum* ‚Festung‘ zu stellen.]

Évrange, Mos.: a. 963 Ebiringon; germanischer Männername Ebero plus Suffix -ing-.

Évrecy, canton Calv.: a. 1198 Everceium; germanischer Männername Eboric plus Suffix -iacum.

Évreux, chef-lieu dép. Eure: gegen 400 civitas Ebroicorum. Hauptstadt der Ebuovices. Von gallisch *eburos*, wahrscheinlich Name einer totemischen Pflanze. Dieser Ort der Ebroiciens, der auch Mediolanion (11. Jh.) hieß, befand sich bei Vieil-Évreux, Eure, a. 1195 Veteres Ebroicae.

Évricourt, Oise: gegen 750 Ebraldocurte; germanischer Männername Ebroald plus lat. *cortem* ‚domaine‘.

Évry, Yonne: a. 1157 Evriacum.

Évry-les-Châteaux, S.-et-M.: 12. Jh. Everiacum.

Évry-Petit-Bourg, S.-et-O.: 11. Jh. Avriacum, 158 de Everiaco.

Ivrey, Jura.

Ivry-en-Montagne, C.-d’Or: a. 1169 de Yvreio, a. 1199 Yvriacum.

Ivry-la-Bataille, Eure: a. 1085 castrum Ibreicense, Ebreuse, Ivreicense, a. 1118 Ivriacum.

Ivry-le-Temple, Oise: a. 1209 Evriacum.

Ivry-sur-Seine, canton Seine: a. 996 in Ivriaco.

Yvrac, Gir.

Yvrac-et-Malleyrand, Char.

Yvré-l’Évêque, Sarthe: a. 802 Evriaco. Yvré-le Polin, Sarthe: gegen 1143 de Ebriaco.

Alle: gallo-römischer Männername Eburius plus suffix -acum.

Eyvirat, Dord.: 13. Jh. Eyviracum, 1281 Ebiracum; von \*Eburiacum, ohne Synkope des u.

Ivergny, P.-de-C.: 12. Jh. Iverni, a. 1284 Ivrigni.

Ivergny, Weiler, P.-de-C. (Gennes-I.: Ende 11. Jh. Everni, a. 1138 Yvrenni).

Ivorny, S.-et-M.: a. 1228 Yvernyacum. Alle: germanischer Männername Iburin, Eburin plus suffix -iacum.

Ivors, Oise: a. 1219 Ivortium; gallisch *eburo* ‚if‘, d.i. ‚Eibe‘, plus vor-lateinisches Suffix -ortium.

Ibarolle, B.-Pyr: a 1168 Yvarola; Diminutivbildung zu baskisch *ibar* ‚vallée‘, d.i. ‚Tal‘. Longnon zufolge: ‚la forge de la vallée‘, d.i. ‚Talschmiede‘.

Man beachte die Vielzahl der Deutungen. Es fällt auf, dass Deutungen mittels des Eber-Begriffs rar sind, sich nämlich auf die deutschsprachigen Regionen Frankreichs beschränken. Das ist verständlich; auf Französisch heißt der Eber *sangler*. Da zeigt sich klar, wie die Deutungen abhängig sind von der heute oder in überschaubarer geschichtlicher Zeit am Ort gesprochenen Sprache. Sie haben also mit der ursprünglichen Namengebung nichts zu tun und sind insofern alle falsch. Beachten Sie übrigens das letzte der zitierten Beispiele: In den Pyrenäen erhalten wir nach langer Liste erstmals eine sinnvolle, nämlich topographisch orientierte Namendeutung, aber eben nicht aus

einer neueren, sondern der uralten in der Region heimischen Sprache, dem Baskischen: Ibarolle ‚kleines Tal‘.

Eine ausführliche Europakarte würde zahlreiche weitere Eber-Namen darstellen. Die hier wiedergegebene zeigt immerhin das römische Eboracum, das heutige York in Nordengland. (Abb. 4)



Abb. 4: Die Fluss- und Siedlungsnamen mit Eber- in Europa.

### Zur Deutung des Namens Eber-

Die Häufigkeit der Eber-Namen zeigt, dass \*Ebara in Ebrach, Ebersberg etc. ein „Naturname“ von sehr allgemeiner Bedeutung ist. Denn es ist eine Regel der Ortsnamenforschung: Die ursprüngliche Bedeutung eines Ortsnamens ist umso allgemeiner, je verbreiteter der Name ist. Insbesondere lehrte Krahe (1964), dass Flussnamen vorzugsweise von Wörtern für ‚Fluss‘, ‚Bach‘, ‚Wasser‘ usw. abgeleitet werden sollten. Dieser Regel folge ich.

Doch darf man nicht annehmen, dass unsere Flussnamen sämtlich

deutsch seien. Das wäre sogar höchst unwahrscheinlich, denn die heute deutschsprachigen Regionen sind überwiegend erst seit anderthalb Jahrtausenden deutschsprachig besiedelt, nachdem sie vorher seit dem Ende der letzten Eiszeit, also schon mindestens weitere sieben bis achttausend Jahre von Menschen in Besitz genommen waren, die natürlich alle auffälligen Objekte der Landschaft zur gemeinsamen Orientierung benannt hatten. Aus demselben Grund darf man nicht annehmen, die älteren Ortsnamen seien römisch oder keltisch. Vielmehr müssen wir damit rechnen, dass sie einer noch früheren, und zwar zeitlich vor den bezeugten indogermanischen Sprachen liegenden Schicht angehören. Diese nennt man alteuropäisch. Ich habe sie (1993, 1994) als mit dem Baskischen verwandt identifiziert und nenne sie – mit dem lateinischen Namen für die Basken – vaskonisch.

Nun trifft es sich, dass im Baskischen *ibara* (d.i. *ibar-a*) ‚das Tal, die Flussmündung‘ bedeutet. Es ist eine Variante von bask. *ibai* ‚Fluss‘ (Agud und To-var 1992, s.v. *ibai*). Die zahllosen *Ib-/Ip-*Flüsse und *Ib-/Ip-*Bäche Europas könnten wohl auf dieselbe Wurzel zurückgehen. Der Name des spanischen Flusses *Ebro*, lateinisch *Iberus*, wird ohnehin mithilfe von bask. *ibar* erklärt (Nieto Ballester 1997, s.v. *Ebro*).

Noch genauer scheint das vaskonische Etymon *ibar* im Namen des Flusses *Ibar* im Kosovo bewahrt. Zu diesem schreibt mir Iva Gojmerac (Zagreb und München) am 17. Februar 2000: „Seine 6 Quellen befinden sich auf einem Berg westlich von Kosovska Mitro-

vica. Bis zur genannten Stadt fließt der Ibar in östlicher Richtung; bei der Stadt macht er eine Kurve und fließt weiter in nördlicher Richtung. Der Ibar mündet in die Zapadna Morava (dt. Westliche Morava; es gibt auch eine Morava und eine Südliche Morava). In den Artikeln zur Balkantoponymie kommt der Name des Ibars seltsamerweise selten vor, auch wenn alle anderen Flüsse des betreffenden Gebiets behandelt werden. Ich nehme an, daß die Ursache darin zu suchen ist, daß der Name erst seit dem Mittelalter bezeugt ist, und zwar als Name eines Gebietes (oder einer administrativen Einheit?) innerhalb des serbischen Königreichs. Ab dem 16. Jahrhundert erscheint der Name regelmäßig in der heutigen Form. Slavisch ist der Name höchstwahrscheinlich nicht, man kann nicht einmal eine vernünftige Volksetymologie dafür finden. (Vielleicht deshalb die mangelnden Erklärungen.) ... Man muß hinzufügen, daß gerade die Gegend um Kosovska Mitrovica eine AET<sup>9</sup>-Gegend wie aus dem Bilderbuch ist: Das macht Ihre Deutung des Ibar-Namens umso wahrscheinlicher."

Eine weitere Ableitung des baskischen Flusswortes ibai/ibar im Baskischen lautet ibaso und bedeutet wiederum ‚Fluss‘. Sie mag sich im unerklärten Namen der schon erwähnten Ybbs verbergen (zur Donau, 979 Ibsa).

Weitere Forschung muss zeigen, ob sich die Herleitungsbasis +Ebara der Eber-Flussnamen mit ihren Eber-Siedlungen weiter als ein vaskonischer Name mit der Bedeutung ‚der Fluss‘ begründen lässt. Als ‚Berg am Fluss‘ wäre das ursprüngliche Ebersberg je-

denfalls treffend beschrieben und benannt.<sup>10</sup>

### Nachgedanke zur Deutung des Namentils Eber-

An dieser Stelle könnte man sich fragen: Wenn -ach ‚Fluss, Bach‘ bedeutet, was ja unzweifelhaft ist, kann dann Eber- ebenfalls ‚Fluss‘ bedeuten? Bedeutet dann Ebrach als Ebr-ach nicht ‚Flussbach‘, oder gar ‚Flussfluss‘ oder ‚Bachbach‘? So seltsam es auf den ersten Blick erscheinen mag: Die Antwort lautet: Ja, doch ist dies unproblematisch.

1. Für die Bajuwaren war +Ibara, das zu +Ebara geworden war oder in ihrem Mund zu +Ebara wurde, nicht ein Wort mit der Bedeutung ‚Fluss‘ (man sprach in der Region, nachdem sie zeitweilig keltisch und römisch war, schon längst nicht mehr Vaskonisch), sondern ein unverständlicher Name, dem sie zur Verdeutlichung aus ihrer eigenen Sprache den Ausgang -ach hinzufügten, denn das war die Ebrach ja: eine Ache, ein Bach. Das Entsprechende gilt übrigens auch für Namen wie Urach/Aurach und Isebeke/Eisbach, wo die vaskonischen Namenteile Ur-/Auer- und Is-/Eis- ebenfalls ursprünglich soviel wie ‚Wasser, Fluss, Bach‘ bedeuten. Ein neuzeitliches Beispiel für diese erklärende Kopfhinzufügung ist der von der amerikanischen Besatzung nach dem Zweiten Weltkrieg an der Autobahnausfahrt so genannte Lake Chiemsee.

2. Tatsächlich kommt aber die Bezeichnung des Typs „Flussfluss“ durchaus vor. In Slowenien stehen vor den Brücken Schilder mit den Namen der Flüsse, z.B. Reka Kokra ‚Fluss Kokra‘ auf



einer Tafel bei Kranj.<sup>11</sup> Auf einem Schild vor einer Brücke kurz vor (bzw. nach) der Grenze zu Kroatien, unmittelbar südlich von Ilirska Bistrica, steht Reka Reka ‚Fluss Fluss‘. Dass übrigens eine Stadt nach einem Fluss heißen kann, sogar nach einem Fluss namens ‚Fluss‘, zeigt auch Rijeka in Kroatien, die Hafenstadt an der Adria: kroat. rijeka ist dasselbe Wort wie slowen. reka, bedeutet also ‚Fluss‘.<sup>12</sup>

### Wieso Vaskonisch?

Die Beziehung des Baskischen zur Erklärung eines bayerischen Ortsnamens mag zunächst verwundern. Die Karte der Sprachen in der Umgebung Mitteleuropas zeigt, dass das Baskische immerhin die nächstgelegene nicht-indogermanische Nachbarsprache ist, wenn man nämlich das Ungarische, Estnische, Finnische und Lappische zusammen mit den anderen uralischen Sprachen für die ältere Zeit weiter nach Osten zurückverlegt. (Abb. 5)

Das Gebiet des Baskischen ist klein, weswegen vielleicht noch niemand

sich hat vorstellen mögen, dass es einst fast ganz Europa umfasste. Doch wissen wir, dass die Sprache noch in frühgeschichtlicher Zeit eine viel größere Verbreitung hatte, indem noch in der Römerzeit Aquitanien – also ein bedeutender Teil Südfrankreichs – baskischsprachig war (Trask 1997, S. 398-402). Noch heute zeigen sich in Aquitanien Sprachgrenzen (Isoglossen), die das Französisch der Region mit dem Baskischen verbinden (Rohlf 1977, S. 252, Carte I); und die Ortsnamen sind zu einem großen Teil als baskisch erkennbar (Rohlf 1977, S. 31, Karte). Und obwohl die genauen Grenzen unbekannt sind, rekonstruieren die Fachleute das römische baskische Territorium südlich der Pyrenäen als größer denn das heutige und rekonstruieren den Schrumpfungsprozess in Hundertschritten (s. Übersichten in Echenique Elizondo 1987). Auch die Ortsnamen Nordspaniens beweisen, dass die Vasconia sich früher wesentlich weiter nach Westen, Süden und Osten erstreckte (Garvens 1964).

Von der Extension der Vasconia in vorgeschichtlicher Zeit gibt uns die Alteuropäische Hydronymie, das ist das System der alteuropäischen Flussnamen, eine Vorstellung. Von dieser meinte Krahe (1964), dass sie indogermanisch sei. Ich meine in vielen Schriften (z.B. 1993, 1994, 1995, 1999) gezeigt zu haben, dass sie vaskonisch ist. Karten für die Verbreitung der alteuropäischen Flussnamen bieten also zugleich ein Bild der Ausdehnung der vaskonischen Sprachen in vorgeschichtlicher Zeit. Aus Karten bei Tovar (1977, S. 36, 38, 39) sind hier die Al-, Sal- und

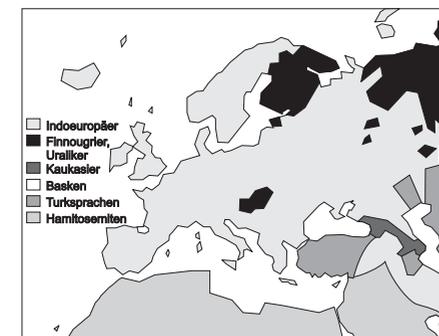


Abb. 5: Die Völker Europas und des Mittelmeerraumes, deren Sprachen nicht der indogermanischen Sprachgruppe angehören.



Männernamen Isingaud darin; möglicherweise dachte man an die zahlreichen germanischen Männernamen mit -wald, denn älteres -ald- erscheint im Französischen regelmäßig als -aud-.

Nun gibt es viele Gründe, dieses Spiel, für unverstandene Ortsnamen einfach Personennamen anzusetzen, gleich ob es sie gibt oder nicht und unabhängig davon, ob eine einschlägige Persönlichkeit des betreffenden Namens bekannt ist, nicht mitzuspielen. Auch formal passt zu einer Rekonstruktion mit -wald die palatale Aussprache des -g- nicht. Deswegen möchte ich zu bedenken geben, ob man Yssingaux als Issingaud- nicht unter Berücksichtigung der offenbar möglichen Rekonstruktion in der Form +Isingaud- auf eine Zusammensetzung +Is-ing- + ald- zurückführen sollte. +Is-ing- (vielleicht älter +Is-in-i-a, +Is-in-i-a o.ä.) könnte dabei ein alter, auf +is- (bask. iz- ‚Wasser, Gewässer‘) aufgebauter Bachname sein, und ald- könnte in bask. alde ‚Hang, Seite‘ (als eine Art Suffix -alde auch ‚in der Nähe von, bei‘) seine Fortsetzung haben.<sup>16</sup> Der Ort wäre demnach mit Bezug auf seine Lage als +Is-ing- + alde „Bach-Hang“ anschaulich und – wie Kundige mir versichern – zutreffend beschrieben. Wie der Zufall es will, hätte der Name dieser Stadt, so aufgefasst, sogar eine gewisse konstruktive und semantische Ähnlichkeit mit dem der Partnerstadt, Ebersberg „Fluss-Berg“.

Ich glaube immerhin deutlich gemacht zu haben, dass die namenkundliche Analyse von Yssingaux der Fortsetzung bedarf und ein interessantes Ergebnis verspricht, interessanter und

vor allem plausibler als der Hinweis auf einen lautlich anklingenden germanischen Personennamen.

Dem Vernehmen nach – und das Wappen der Stadt bestätigt es – erklärt man sich den Namen Yssingaux am Ort aus dem heutigen (!) Französisch als ‚Ici cinq coqs‘ (d.i. ‚Hier fünf Hähne‘). (Abb. 9) Dies ist eine waschechte



Abb. 9: Das Wappen der Stadt Yssingaux.

Volksetymologie, wissenschaftlich so wenig haltbar wie die Deutung des Namens Ebersberg als ‚Berg des Ebers‘, ja noch weniger, denn sie ist noch naiver: Schon die Schreibung ici, ab dem 11. Jahrhundert kontinuierlich bezeugt, beweist eindeutig, dass das Iss- (a. 985 de Issingaud) von Yssingaux mit ici ‚hier‘ (aus lat. ecce hīc ‚Schau! Hier‘ entwickelt) nichts zu tun hat (vgl. Gammillscheg 1969, s.vv. i-, ici). Das Wort coq ist im Französischen übrigens erst seit dem 12. Jahrhundert belegt (Gammillscheg 1969, s.v. coq), während Yssingaux als de Issingaud schon a.



985 aufgeschrieben wurde. Das passt auch nicht gut zusammen. Die Frage, ob denn eine Beziehung von Hähnen – und ausgerechnet von fünf Hähnen – zur Erklärung des Siedlungsnamens überhaupt sinnvoll sei, stellt sich dann gar nicht mehr.

Ein Ziel der wissenschaftlichen Namenkunde muss es sein, solche naiven Deutungsversuche, die ohne sprachgeschichtliche Kenntnisse und oft auch ohne Berücksichtigung der topographischen Gegebenheiten, statt dessen nach dem bloßen Anklang an Wörter der zufällig bekannten Sprachen Fantasielösungen produzieren, ein für allemal zu überwinden. Das soll nicht bedeuten, dass man auch die Stadtwappen zu verändern vorschlägt, etwa den Eber vertreibt und die Hähne veruscheucht. Im Gegenteil: Diese Wappen sind ja selbst ein Stück Tradition geworden und verdienen alle Pflege. Es ist dies wie mit dem Weihnachtsmann: Die wenigsten Erwachsenen glauben an ihn; aber will man ihn deswegen abschaffen? Man darf eben nur nicht meinen, dass man mit Hilfe der Wappen etwas beweisen könne.

### Eisolzried

Ist es realistisch, ein aus dem Baskischen alde ‚Hang, Seite‘ erschließbares vaskonisches Wort gleicher Form und Bedeutung in einem französischen Siedlungsnamen anzusetzen, eben in Yssingaux? Ich meine Ja.

In deutschen Ortsnamen sind Namen auf -old-, denen, wo belegt, eine ältere Form auf -ald- entspricht, ungemein häufig; sie werden in der Regel mit deutschen Personennamen

namen erklärt, in denen -old- auf -wald zurückgeht.

Ich wähle ein Beispiel, in welchem das Vorderglied wie ein deutscher Personennamen aussieht, aber eben auch eine vaskonische Interpretation erlaubt: Eisolzried, den Namen eines Dorfes in der Gemeinde Bergkirchen, Landkreis Dachau, a. 1140 (Kopie von a. 1175) Isoltesriet, a. 1259-1266 Eisolsride, 1372 Eysoltsried (v. Reitzenstein 1991, S. 122, s.v. Eisolzried, jeweils mit Fundstellen).<sup>17</sup>

Wie andere vor ihm glaubt v. Reitzenstein, im Vorderglied des Siedlungsnamens stecke „der Personennamen Isolt“. Gemeint ist offenbar Isolt, denn das anlautende <i> im Beleg Isoltesriet steht für langes ī, wie sich aus der nachmaligen Diphthongierung zu ei zweifelsfrei ergibt, und auch der bekannte Name der Tristansage, etwa Gottfrieds <Isot>, hat ein langes ī: Isōt. Natürlich kommt ein Zusammenhang mit dem Namen der literarischen Figur nicht in Betracht. Wallner (1924, S. 100, Nr. 1208) schreibt ausdrücklich, ein Zusammenhang mit der Isolde des höfischen Epos sei abzulehnen.<sup>18</sup> Indem er sich lediglich auf den Nachweis des Namens bei Förstemann (1900, S. 972) bezieht und auf Wallner (1924, S. 100) hinweist, gibt v. Reitzenstein zu verstehen, dass er seinen Personennamen nicht in dieser Richtung aufgefasst sehen möchte. Er weist aber nicht, wie man es billig erwarten darf, eine geschichtliche Person nach, die in einer einschlägigen Beziehung zu Eisolzried stünde, etwa als Dorfgründer bzw. Dorfgründerin bezeugt wäre. Sein Hinweis zielt also ins Leere und ist deshalb wertlos. Dasselbe gilt für Pölsterls Deu-

tung „Rodung des Isolt“ (Liebhard und Pölsterl 1992, S. 39).

Aus den ältesten Belegen lässt sich durch Abzug neuer Kopfteile, Berücksichtigung des späteren Diphthongs ei und der althochdeutschen Lautentwicklung von d zu t der Namenkern *Isold-* gewinnen. Bedenkt man, dass toponymisches *-old-* in aller Regel auf älteres *-ald-* zurückgeht, erreicht man ein noch älteres *Isald-*. In *Is-* und *-ald-* zerlegt, lässt sich dieser Namenkern als vaskonisches Kompositum aus *\*is-* ‚Wasser, Gewässer‘ (wie in Eisbach, aus älterem *\*Isa*, d.i. vaskon. *\*Is-a*, mit demselben vaskonischen Wasserwort wie bask. *iz-*) und vaskon. *\*ald-* ‚Hang‘ (wie bask. *alde* ‚Hang, Seite‘) auffassen.<sup>19</sup> Bei dieser Deutung, *\*Is + ald-* ‚Flusshang‘, beschreibt der Name *Isold-*, später eingedeutscht als *Isoltesried* usw., den Ort Eisolzried hinsichtlich seiner Lage an der Maisach sehr gut: Südlich der Maisach erstreckt sich flach und weit das Bergkirchner Moos, auf dem Nordufer, wo die Landschaft sogleich ansteigt, liegt am Hang Eisolzried.<sup>20</sup>

## Vaskonische Strukturentlehnungen

Man kann indes nicht nur vaskonische Wortsubstanz in Lehnwörtern<sup>21</sup> und Lehnnamen, sondern auch vaskonischen Struktureinfluss in den westlicheren der indogermanischen Sprachen feststellen. Schon 1994 habe ich auf den Anfangsakzent der drei westlichsten indogermanischen Sprachen hingewiesen, des Germanischen, Italienischen und Keltischen. Ihn erkläre ich .....

aus dem Substrat, das uns die Alteuropäischen Toponymie geschenkt hat. Tatsächlich ist von namhaften Vaskonisten die Auffassung vertreten worden, dass auch das Urbaskische Anfangsakzent hatte. Heute freilich ist das im Baskischen nicht mehr der Fall. Allerdings gilt auch in den germanischen, italienischen und keltischen Sprachen schon längst nicht mehr durchgängig der Initialakzent.

Eine Struktureigenschaft, die sich resthaft in Europa und als Neuerung in einigen der westlicheren indogermanischen Sprachen findet, ist die Zwanzigerzählung, das Vigesimalsystem. (Abb. 10)



■ Länder mit teilweise oder vollständigem 20er System in der heutigen Standardsprache  
 □ Länder, in denen einzelne Dialekte oder Mengenbegriffe das 20er System aufweisen

Abb. 10: Übersicht über die Vigesimalität.

Diese Zählweise ist bei uns wohl am bekanntesten von den Resten, die uns beim Erlernen des Französischen verwundern: *quatre-vingt* ‚vier(-mal) zwanzig‘, d.i. ‚80‘; *quatre-vingt dix*

„vier(-mal) zwanzig [und] zehn“, d.i. ‚90‘. Sie ist nicht indogermanisch; die Indogermanen haben von Hause aus das Dezimalsystem. Über ihre Herkunft in den indogermanischen Sprachen Europas gibt es verschiedene Ansichten. Nach meiner Auffassung gibt es eine einzige plausible Lösung: Es handelt sich um eine Entlehnung aus dem vaskonischen Substrat. Das Baskische bewahrt diese ererbte Zählweise völlig intakt bis heute:

Baskische Kardinalzahlen (King 1994, S. 414)

1 bat	10 hamar
2 bi	20 hogei
3 hiru	30 hogeitahamar (= hogei eta hamar, 20 und 10)
4 lau	40 berrogei (= 2 x 20)
5 bost	50 berrogeitahamar (= 2 x 20 und 10)
6 sei	60 hirurogei (= 3 x 20)
7 zazpi	70 hirurogeitahamar (= 3 x 20 und 10)
8 zortzi	80 laurogei (= 4 x 20)
9 bederatzi	90 laurogeitahamar (= 4 x 20 und 10) <sup>22</sup>
10 hamar	100 ehun

## Zur vorgeschichtlichen Vaskonisierung Europas

Fragt man sich, wie denn ganz Europa nördlich der Gebirge einheitlich vaskonisch werden können, so ist die Antwort einfach genug.

Nach der letzten Eiszeit vor ca. zehntausend Jahren ist das menschenleere Europa nördlich der Gebirge von seiner südlichsten Region aus in Besitz ge-

nommen worden. Diese war Südfrankreich, und Südfrankreich war vaskonisch, wie ja zum großen Teil sogar noch zur Römerzeit. (Abb. 11)

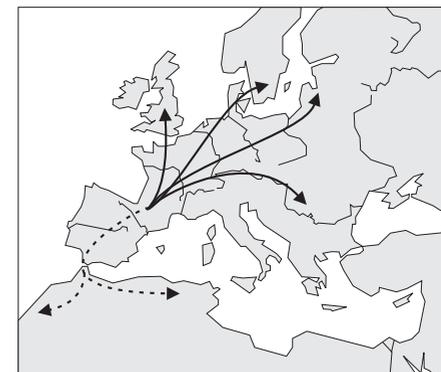


Abb. 11: Die linguistisch-vaskonische Expansion nach der letzten Eiszeit.

Ich selbst traue der Linguistik mehr als anderen Wissenschaften, und ich halte die Sache aus linguistischer Sicht für erledigt. Doch gibt es – und gab es schon immer – Zeitgenossen, sogar Linguisten, die mehr Vertrauen in andere Wissenschaften haben als in die Linguistik. Früher waren diese die Psychologie, die Biologie, die Computwissenschaften und andere, heute ist es die Genetik.

So ist es in gewissem Sinn erfreulich, dass die Genetiker dieselbe Lehre entwickelt haben wie ich, aber eben mit ihren eigenen Methoden. Als ich die genetische Karte zur Expansion in Europa sah, erschrak ich nahezu, denn ich glaubte meine eigene linguistische Karte zu sehen. (Abb. 12)

Die Genetiker meinen inzwischen also auch, dass Europa vom Baskenland aus wiederbesiedelt wurde, dass die .....

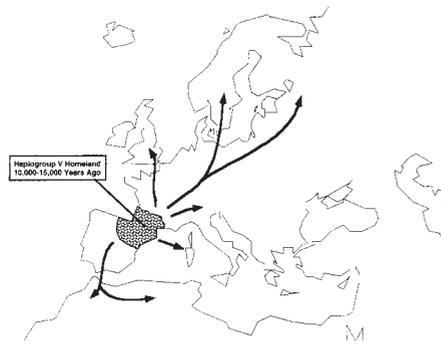


Abb. 12: Die genetische Expansion der Vaskonen in Europa.

alten Vaskonen ihre Gene nach ganz Europa, sogar bis nach Lappland transportiert haben. Mir kann das natürlich nur recht sein.

Die folgende Graphik, die die prozentuale Verteilung des Rhesusfaktors negativ (Rh minus) bildlich darstellt, sieht im getönten Teil aus wie eine Karte der alteuropäischen Flussnamen. (Abb. 13)

Tatsächlich aber stellt sie die europäische Bevölkerung nach ihrer Verdünnung durch die indogermanischen Ackerbauern dar, die ich schematisch wie in der nächsten Graphik auffasse, wo die „Erste“ Ausbreitung der Indogermanen, die agrarische Expansion „nach Europa hinein“, dargestellt ist. (Abb. 14)

Die folgende Graphik zeigt die spätere „Zweite“ Ausbreitung der Indogermanen, die militärische Expansion „aus Europa heraus“, die sie vom dritten bis zum ersten Jahrtausend v. Chr. im Osten bis nach Indien und China und im Westen bis nach Spanien und auf die Britischen Inseln geführt hat. (Abb. 15)

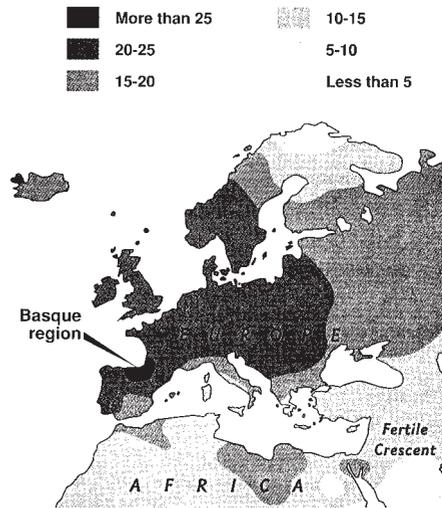


Abb. 13: Die prozentuale Verteilung des Rhesusfaktors negativ.

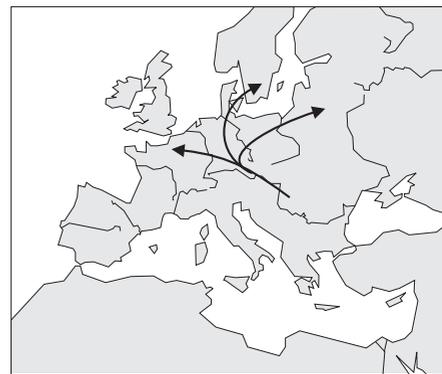


Abb. 14: Die agrarische Expansion der Indogermanen „nach Europa hinein“.

### Mehr zur Genetik Europas

Über genetische Faktoren steht mir von Berufs wegen kein Urteil zu. Man bemerke deshalb, wie ich mich hier gänzlich auf Zitate verlasse. So auch bei der schematischen Darstellung der

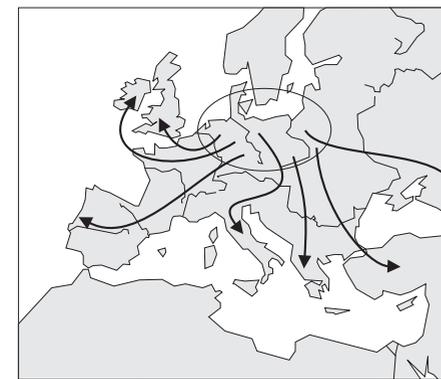


Abb. 15: Die militärische Expansion der Indogermanen „aus Europa heraus“.

Blutgruppe Null in Europa (nach Mourant 1954). (Abb. 16)

Sie zeigt, wie sich diese Blutgruppe am Westrand des Kontinents und insbesondere auch im Baskenland am dichtesten findet. Auch dies kann als eine „Einmischung“ der Blutgruppe A von Osten her begründet werden. Feiner noch gestaltet sich das Bild,

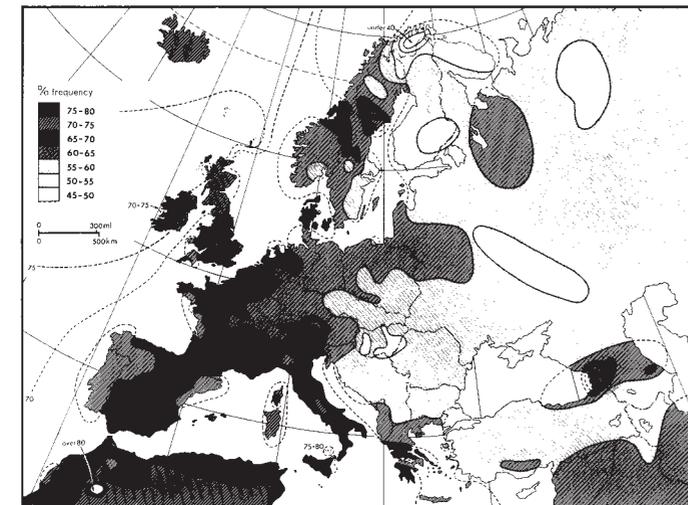


Abb. 16: Die Blutgruppe Null in Europa.

wenn wir nach Bayern hinein-„zoomen“ und die kleinräumige Kartierung der Blutgruppenstruktur der registrierten Blutspender in Bayern betrachten.<sup>23</sup> (Abb. 17)

Diese zeigt, dass südlich der Donau die Blutgruppe Null, nördlich der Donau die Blutgruppe A am häufigsten ist. Ist dies bereits bemerkenswert, so sind die Details der Karte ein Grund zur Verwunderung: Ist südlich der Donau die Blutgruppe Null sowieso am häufigsten, nimmt sie in Alpennähe noch einmal deutlich zu; und nördlich der Donau, wo generell die Blutgruppe A am häufigsten ist, verdichtet sich die Blutgruppe Null in den bergigen Regionen, z.B. der Rhön. Dies lässt sich m.E. nur so deuten, dass die Blutgruppe Null die der bayerischen Urbevölkerung ist, die durch Zuwanderer, die stets das beste Land für den Ackerbau suchten, überlagert wurde und in typischen Rückzugsgebieten ihre genetischen Merkmale am wenigsten vermischt bewahrte. – Null ist die dominante Blutgruppe des Baskenlandes.

Aber das sind feine Unterschiede. Im Grunde ist Europa genetisch ziemlich einheitlich. Das zeigt die letzte Graphik. (Abb. 18)

Dass eine genetische Landkarte nicht so

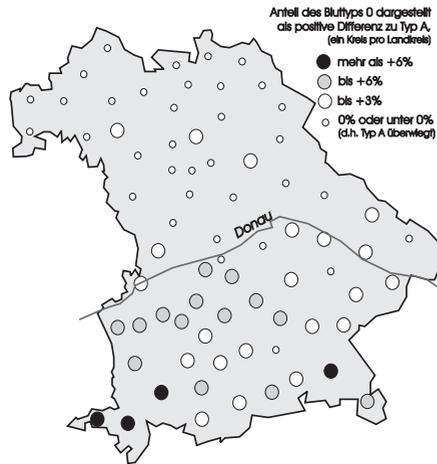


Abb. 17: Verteilung der Blutgruppe Null in Bayern<sup>24</sup>.

auszuschauen braucht wie die europäische, zeigt das sibirische Gegenstück oben rechts am Rand. Dazu gibt es einen kleinen Spritzer in Lappland, dessen Bevölkerung – sie spricht eine urali-

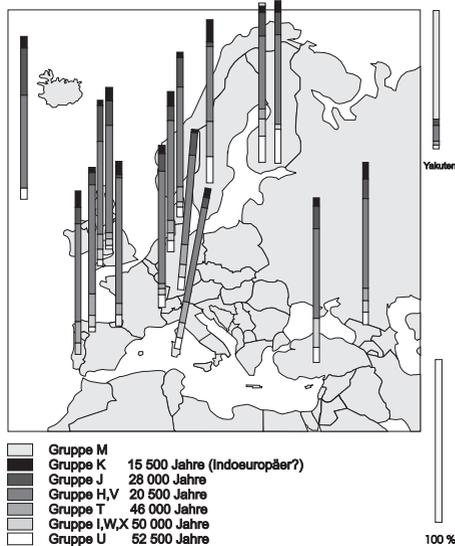


Abb. 18: Verteilung der mtDNS-Gruppen in Europa.

sche Sprache, das Lappische, besser: Saami – zum Teil in vorgeschichtlicher Zeit aus dem Osten eingewandert ist. Aber im Großen und Ganzen sind wir alle ungefähr dieselbe Mischung – eben die alten nacheiszeitlichen Vaskonen, graduell von Osten her indogermanisiert. Daran werden auch weitere Zuwanderungen, wie wir sie gerade in jüngster Zeit erleben, wenig ändern.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Vortrag, gehalten im Rathausaal der Stadt Ebersberg am 25. November 1999 auf Einladung des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg. Ich danke dem Historischen Verein und seinem Vorsitzenden, Herrn Bernhard Schäfer, für die Einladung und Herrn Bürgermeister Walter Brilmayer für die Übernahme einer Schirmherrschaft durch Bereitstellung des Saales und persönliche Anwesenheit beim Vortrag, schließlich Frau Elisabeth Hamel (Ebersberg) für die Herstellung der Graphiken.
- <sup>2</sup> Mit bairischer Schärfung des -b- zu -p- in Eberes-/Epares- wie auch in -perch und -perc.
- <sup>3</sup> Bei lat. aper, deutsch Eber handelt es sich um ein sehr altes Lehnwort aus einer vorgeschichtlichen semitischen Sprache, vgl. noch arabisch 'ifr 'Eber'.
- <sup>4</sup> Den Hinweis hierauf und auf Volkert 1972, S. 39, 44-46 verdanke ich Herrn Markus Krammer, Kreisheimatpfleger für den Landkreis Ebersberg.
- <sup>5</sup> Mayr 1989, S. 105-106.
- <sup>6</sup> In der Diskussion im Anschluss an den Vortrag schlug Markus Krammer (s.o. Anm. 4) eine Verbindung dieser Erklärung mit der Eber-Sage vor. Da ich beide Teile dieses neuen Vorschlags für verfehlt halte, bringt uns nach meiner Ansicht auch ihre Verbindung der Wahrheit nicht näher.
- <sup>7</sup> Vgl. zum Vorstehenden Puchner 1951, S. 20, Nr. 75 Ebrach.
- <sup>8</sup> Berger und v. Reitzenstein sind aber nicht die einzigen, die diese methodische Regel nicht beherzigen und ihre Deutungen lieber weit herziehen als einfach auf den Fluss zu verweisen. Ein Beispiel, das mir bei meiner Exkursion am 18. Februar 2000 (s.u. Anm. 20) auffiel, ist das Kirchdorf Webling (Landkreis Dachau), a. 1140 Wewelingen. Dieses stellt der Mitautor Gerhard Hanke der Hauptautoren Liebhard und Pölsterl (1992, S. 53) zu „wabern ‚schwankender Wiesengrund‘“ und scheint dabei die einfache Tatsache zu übersehen, dass Webling am Webelsbach liegt.

- <sup>9</sup> Die Abkürzung AET steht für Alteuropäische Toponymie (s.u.).
- <sup>10</sup> Im Anschluss an die Diskussion, die meinem Vortrag folgte, wies ein Teilnehmer darauf hin, dass die Ebrach früher ihren Lauf näher an der Stadt, nämlich unmittelbar am Fuß des Stadtbergs hatte. Das mag jenen willkommen sein, die aufgrund des heutigen Erscheinungsbildes vermuteten, dass der Stadtberg zu weit von der Ebrach entfernt sei, als dass der Name der Stadt auf sie zu beziehen wäre.
- <sup>11</sup> Unfern liegen übrigens die Städte Kokra und Kokrica, deren Namen offenbar vom Flussnamen abgeleitet sind. Zum Flussnamen selbst könnten einige der Namen gehören, die Bahlow (1985) unter Kocher behandelt.
- <sup>12</sup> Das slavische Wort reka ‚Fluss‘ dürfte übrigens, worauf mich Iva Gojmerac (Zagreb und München) aufmerksam macht, ebenfalls vaskonischen Ursprungs sein. Es findet sich jedenfalls auch in einigen romanischen Sprachen und sogar im Baskischen, dort – allerdings mit lautlichen Problemen – als erreka ‚Bach‘ (Agud und Tovar 1991, s.v. erreka 1). Man erwartet für vaskon. \*reka eher bask. eka; und tatsächlich gibt es im Baskenland einen Eka, der baskischen Enzyklopedie zufolge ein „barranco afluente del rio Irati por su margen izquierda“ (auch diesen Hinweis verdanke ich Iva Gojmerac), also wohl ein linker Nebenfluss des Irati; dieser ist übrigens seinerseits ein rechter Nebenfluss des Aragón, der in den Ebro mündet. Im deutschsprachigen Raum könnten die zahlreichen Namen, die Bahlow (1985) unter Reckum (vielleicht auch Recht, Rechtebe, Rechtenbach), Reichenbach, Richen, Richrath, Riechheim, des weiteren Regensburg, Riegel behandelt und die bisher nicht befriedigend erklärt waren, hierhergehören.
- <sup>13</sup> Dieses ist, nebenbei bemerkt, vermutlich ein vaskonisches Lehnwort; das baskische Wort für den Adler ist arrano.
- <sup>14</sup> Dieses Wort liegt möglicherweise unserem Eis-Wort zugrunde, urgerm. \*tsa- n. ‚Eis‘, das sonst keine gute Etymologie besitzt; vgl. Vennemann 1997. Zu bask. izotz gehören des Weiteren bask. izozte ‚Frost‘, izozko ‚gefroren, frostig‘, izoztela ‚Eis‘, izoztruma ‚Eiszapfen‘, izotzil ‚Januar‘.
- <sup>15</sup> Diesen Vorschlag habe ich zuerst in Vennemann 1996 unterbreitet.
- <sup>16</sup> Von diesem alde heißt es übrigens bei Agud und Tovar (1989, s.v. alde), dass es häufig als zweites Kompositionsglied vorkomme. Daher rührt natürlich das oben erwähnte Absinken zu einem Suffix.
- <sup>17</sup> Vgl. auch den Eintrag Ysoltshusen bei Förstemann 1913, I, S. 1599.
- <sup>18</sup> Wallner bietet übrigens die folgenden Belege (mit Fundstellen): a. 1215 Ysoltzriet, a. 1219 Isoldesriet.
- <sup>19</sup> Im Baskenland gibt es übrigens südlich von Bilbao einen Rio Izalde. Sicherlich ist dies vaskon. \*is-alde, wenn auch die Benennungsweise nicht unmittelbar klar ist. Immerhin gibt es auch im deutschsprachi-

- gen Raum Flussnamen auf \*-ald-, z.B. die Namen der Nagold und der Singold (Bahlow 1985, s.v. Nagold). Mit passendem Vorderglied eignete sich \*alde offenbar zur Bildung von Gewässerbezeichnungen, vgl. mit bask. UR ‚Wasser‘: \*ur + alde > uhalde, ugalde ‚Flussumgebung, Flut, Fluss‘ (de Azkue 1984, S. 1080, 1083).
- <sup>20</sup> Autopsie am 18. Februar 2000. Von der Landstraße, die zwischen Hang und Fluss verläuft, geht rechtwinklig am östlichen Dorfrand die Feldbergstraße (!) den Hang hinauf nach Deutenhausen ab. Von dieser wiederum geht eine kleine Straße namens „Am Hang“ ab. Schöner kann es der Namenkundler nicht antreffen. Weniger schön trifft es die Häuslebauer; die Hanglage macht ihnen zu schaffen, wie mir ein Einheimischer von seinem Rohbau aus mit bitterem Lachen bestätigte.
- <sup>21</sup> Vgl. zu diesen u.a. Vennemann 1995.
- <sup>22</sup> Für 60, 70, 80 und 90 kommen daneben explizitere Formen vor, z.B. für 90 lauretan hogei eta hamar „vier-mal zwanzig und zehn“.
- <sup>23</sup> Hier folge ich meiner Darstellung in Vennemann 1998b.
- <sup>24</sup> Diese Graphik stützt sich auf eine kolorierte Karte, die Dr. Michael Heim vom Bayerischen Rundfunk aufgrund der nach Millionen zählenden Blutgruppenpendaten der Blutkonservensammelstelle in Nürnberg angefertigt hat. Hier werden alle Konserven nicht nur nach biologisch-genetischen Eigenschaften, sondern auch nach der Herkunftsgemeinde registriert, damit im Katastrophenfall die passenden Konserven an den Katastrophenort geschickt werden können.

### Literatur

- Agud, Manuel, und Antonio Tovar. 1989ff. Diccionario etimológico vasco. Donostia / San Sebastian. [Bisher 7 Fasz., A - Orloi.]
- de Azkue, R.M. 1984. Diccionario vasco-español-francés. Bilbao.
- Bahlow, Hans. 1985. Deutschlands geographische Namenwelt: Etymologisches Lexikon der Fluss- und Ortsnamen alteuropäischer Herkunft. Frankfurt am Main. [1. Aufl. Frankfurt am Main, 1965]
- Berger, Dieter. 1999. Geographische Namen in Deutschland (= Duden-Taschenbücher, 25), 2., überarb. Aufl. Mannheim.
- Cavalli-Sforza L.L., Menozzi P., Piazza A. 1994. The history and geography of human genes, Princeton.
- Dauzat, Albert. O.J. [1978]. Dictionnaire étymologique des noms de lieux en France, 2. Aufl., bearb. von Charles Rostaing. Paris.
- Echenique Elizondo, M. Teresa. 1987. Historia lingüística vasco-románica. 2. Aufl. Madrid.



Förstemann, Ernst. 1900. *Altdeutsches Namenbuch*. Erster Band: Personennamen. 2. Aufl. Bonn.

----- 1913. *Altdeutsches Namenbuch*. Zweiter Band: Orts- und sonstige geographische Namen (Völker-, Länder-, Siedlungs-, Gewässer-, Gebirgs-, Berg-, Wald-, Flurnamen und dgl.). 3., völlig neu bearb. um 100 Jahre (1100-1200) erw. Aufl., hrsg. v. H. Jellinghaus. Bonn.

Gamillscheg, Ernst. 1969. *Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache*. 2. Aufl. Heidelberg.

Garvens, Fritz. 1964. *Die vorrömische Toponymie Nordspaniens*. Diss. Universität Münster/W.

Hamel, Elisabeth, und Theo Vennemann. 1998. „Zur Herkunft des Ortsnamens von Ebersberg“, *Ebersberger Zeitung* (Lokalausgabe des Münchner Merkurs), Nr. 295/296 (22./23.12.1998).

King, Alan R. 1994. *The Basque language: A practical introduction*. Reno, Nevada.

Krahe, Hans. 1964. *Unsere ältesten Flussnamen*. Wiesbaden.

Liebard, Wilhelm, und Günther Pölsterl. 1992. *Die Gemeinden des Landkreises Dachau* (= Kulturgeschichte des Dachauer Landes, 2). Dachau.

Mayr, Gottfried. 1989. *Ebersberg – Gericht Schwaben*, (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, I/48). München.

Mourant, Arthur E. 1976. *The distribution of the human blood groups*. Oxford.

Nieto Ballester, Emilio. 1997. *Breve diccionario de topónimos españoles*. Madrid.

Puchner, Karl. 1951. *Landkreis Ebersberg* (= Historisches Ortsnamenbuch von Bayern, Oberbayern, 1). München.

v. Reitzenstein, Wolf-Armin Frhr. 1991. *Lexikon bayerischer Ortsnamen: Herkunft und Bedeutung*, 2., verb. und erw. Aufl. München.

Röder, Katrin. 1997. *Die Gewässernamen der Wurzelformen is- und us- im deutschsprachigen Raum: Ihre Verbreitung und ihre Bedeutung für die Theorie der alteuropäischen Toponymie*. Unveröffentl. Magisterarbeit, Universität München.

Rohlf, Gerhard. 1970. *Le Gascon: Études de philologie pyrénéenne*, 2. Aufl. (= Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, 85). Tübingen. [1. Aufl. Halle, 1935.]

Torroni, Antonio et al. 1998. „mtDNA Analysis reveals a Major Late Paleolithic Population Expansion from Southwestern to Northeastern Europe“, *American Journal of Human Genetics* 62: 1137-1152.

Tovar, Antonio. 1977. *Krahes alteuropäische Hydronymie und die westindogermanischen Sprachen* (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, 2). Heidelberg.

Trask, R. Larry. 1997. *The history of Basque*. London.

Vennemann, Theo. 1993. „Zur Erklärung bayerischer Gewässer- und Siedlungsnamen“, *Sprachwissenschaft* 18, S. 425-483.

----- 1994. „Linguistic reconstruction in the context of European prehistory“, *Transactions of the Philological Society* 92, S. 215-284.

----- 1995. „Etymologische Beziehungen im Alten Europa“, *Der Ginkgo-Baum: Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa* 13, S. 39-115.

----- 1996. „German Eisvogel, Greek halkyōn, English alder: A study in Old European etymology“, *Interdisciplinary Journal of Germanic Linguistics and Semiotic Analysis* 1, S. 113-145.

----- 1997. „Some West Indo-European words of uncertain origin“, in: Raymond Hickey und Stanisław Puppel (Hrsg.), *Language History and Language Modelling*, 2 Bde., Berlin, I, S. 879-908.

----- 1998a. „Die Ebrach stand bei der Namensgebung Pate: Ebersberg – der Berg des Ebers oder des Eberhard, oder keins von beiden?“, *Ebersberger Neueste Nachrichten* (Lokalteil der Süddeutschen Zeitung), Nr. 295 (22.12.1998).

----- 1998b. „Basken, Semiten, Indogermanen: Urheimatfragen in linguistischer und anthropologischer Sicht“, in: Wolfgang Meid (Hrsg.), *Sprache und Kultur der Indogermanen: Akten der X. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft*, Innsbruck, 22.-28. September 1996, Innsbruck, S. 119-138.

----- 1999. „Volksetymologie und Ortsnamenforschung: Begriffsbestimmung und Anwendung auf ausgewählte, überwiegend bayerische Toponyme“, *Beiträge zur Namenforschung*, Neue Folge 34, S. 269-322.

Volkert, Wilhelm. 1972. „Ebersberger Siegel“, in: Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns (Hrsg.), *Archive: Geschichte – Bestände – Technik: Festgabe für Bernhard Zittel* (= Mitteilungen für Archivpflege in Bayern, Sonderheft 8), München, S. 34-54.

Wallner, Eduard. 1924. *Altbairische Siedlungsgeschichte in den Ortsnamen der Ämter Bruck, Dachau, Freising, Friedberg, Landsberg, Moosburg und Pfaffenhofen*. München.

#### Bildnachweis

*American Journal of Human Genetics*, Chicago: Abb. 12.

Luigi Luca Cavalli-Sforza, Princeton: Abb. 13.

Elisabeth Hamel, Ebersberg: Abb. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 10, 17, 18.

Arthur E. Mourant, Oxford: Abb. 16.

Theo Vennemann, München, Abb. 11, 14.

Verlag Lutz Garnies, Neuweilerhof/München: Abb. 1, 9.

## Die Apostel von Loitersdorf

Brigitte Schliewen

Die spätgotischen Heiligenfiguren in der Loitersdorfer Kirche St. Andreas (Gemeinde Aßling)<sup>1</sup> sind bereits in der kunsthistorischen Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts registriert worden. Das Urteil über sie reichte jedoch von „unbedeutend“<sup>2</sup> bis zu „derb“<sup>3</sup> und veranschaulicht damit in bezeichnender Weise, wie selbst bildvergleichsgeschulte Kunsthistorikeraugen modischen Trends erliegen können. Natürlich passte die im vorigen Jahrhundert von Nazarenertum und Historismus beeinflusste retrospektive Vorstellung einer vermeintlich märchenversponnenen Welt der Gotik schlecht zu der in Wahrheit zwischen Kontemplation und krassem Realismus angesiedelten Ausdruckswelt des ausgehenden Mittelalters, eben jener Epoche, in der die Loitersdorfer Holzfiguren entstanden.

Von vermutlich zwei spätgotischen Altären, deren Schreine heute verschollen sind, blieben in Loitersdorf als trauriges Relikt allein vier Holzbildwerke. Die außerordentlich qualitätvolle 0,82 Meter große Skulptur der auf einer Bank sitzenden Gottesmutter mit ihrem lebhaft zappelnden Kind auf dem Schoß<sup>4</sup> gehört mit dem stark unterschrittenen und raumbildenden Faltenwerk ihres Gewandes und mit ihrer mädchenhaften Physiognomie zum Stilkreis der Marienleben-Reliefs der Altäre von Heiligenstadt (1480), Gelbers-

dorf (1482), Jenkofen (1500) und Landau / Isar.<sup>5</sup> Ob die modisch mit einer Hörnerhaube dargestellte 1,05 Meter große Figur der Maria Magdalena einst zum gleichen Marienaltar gehörte, bleibt unsicher, da stilistische Unterschiede auf eine andere Hand hindeuten.<sup>6</sup> Gegenstand dieses Beitrages sind jedoch die beiden 0,74 Meter großen, sehr restaurierungsbedürftigen Holzbildwerke der Apostel Johannes und Andreas.

Der jugendlich langgelockte Evangelist trägt unter goldenem Mantel, dessen rotes Poliment stark durchscheint, eine gegürtete blaue Tunika. In der Linken hält er den Giftkelch, den ihm der Priester des Artemis-Tempels reichte, seine rechte Hand ist zum rettenden Kreuzzeichen erhoben. Aus seinem schmalen Gesicht mit spitzem Kinn und auffällig langem Nasenrücken fällt der Blick hinunter auf den Kelch, der sinnfällig auf den Kelch in den Händen des Engels am Ölberg verweist.

Der Evangelist steht barfüßig in nahezu 180 Grad verdrehter, tänzerischer Fußstellung auf angeschnitztem, grünem Sockel. Neben der „verschränkten Bewegung“<sup>7</sup>, jener uns heute in religiösem Kontext so unmotiviert erscheinenden tänzerischen Drehung der Füße, gehört die Gewandgestaltung der Johannesskulptur zu den auffallenden Stilmerkmalen des Schnitzwerkes. Der

Mantel bauscht sich um den linken Arm und wird zusammen mit dem Kelch von der linken Hand gehalten. Dadurch entsteht eine ohrmuschelartige Stoffdraperie, die in bewegtem Kontrast zur umgeschlagenen rechten, brettartig in langer Linie herabhängenden Mantelseite steht. Diese Mantelgestaltung passt geschwisterlich zu der einer 1,68 Meter großen, farbig gefassten Holzskulptur des Erzengels Michael vom Hochaltar aus der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters Weihenstephan (1489)<sup>8</sup>, dessen liturgische Gewandung mit Albe (Tunika), Stola (Insignie in Bandform), Amikt (Schul-

tertuch) und Pluviale (Chormantel) sich allerdings durch kostbarere Details (Saumfransen, Goldauflage, Inschriftenbordüren) vom Loitersdorfer Johannes unterscheidet. Das gleiche Antlitz mit dem gedankenverlorenen Blick unter dem Lockenhaar, die gleiche räumlich-phantasievolle Manteldrapierung, die bis in die Fußwölbung gleiche überkreuzte Beinstellung lassen die Johannesfigur wie einen kleinen Bruder des jugendlich schönen Weihenstephaner Erzengels erscheinen. (Abb. 1 u. 2)

In Gesichtsform, Gewandbehandlung und Bewegung stimmt die Figur des vollbärtigen und ebenfalls unbe-



Abb. 1 u. 2: Die Figuren des Johannes Evangelist von Loitersdorf (links) und des Erzengels Michael von Weihenstephan (rechts) lassen in ihrer Gestaltung eine nahe Verwandtschaft erkennen.



schuhten Apostels Andreas mit der Johannesstatue überein. Er hält als Zeichen seines Martyriums das Gabelkreuz in der rechten Hand und in der linken das Evangelienbuch, auf das sein – nach dem Vorbild spätantiker Prophetendarstellungen – ausgezehrtes Gesicht mit der ausgeprägt langen Nase unter zottigen Haaren hinabsieht. Eine nahezu identische Darstellung dieses asketischen Aposteltypus begegnet uns in der 1,24 Meter hohen Holzskulptur Johannes des Täufers in der Kirche St. Martin in Pastetten / Landkreis Erding (um 1490)<sup>9</sup> und in einer 1,23 Meter großen polychromierten, leider nur

fragmentarisch und ohne kennzeichnende Attribute erhaltenen Heiligenfigur aus der Münchener Frauenkirche (um 1500)<sup>10</sup>. (Abb. 3 u. 4)

Nach ihren stilistischen Merkmalen werden die Bildwerke des Weihenstephaner Erzengels und des nicht näher bestimmbareren Apostels aus der Münchener Frauenkirche als Arbeiten des Meisters der Blütenburger Apostel<sup>12</sup>, der Pastettener Johannes der Täufer dagegen als Skulptur des Schnitzers und Bauingenieurs Erasmus Grasser diskutiert<sup>13</sup>. Die unterschiedliche Zuordnung beleuchtet die Zuschreibungsproblematik, wenn es um Werke der beiden



Abb. 3 u. 4: Die Statuen des Apostels Andreas von Loitersdorf (links) und eines unbekanntenen Heiligen aus der Münchener Frauenkirche (rechts) erscheinen nahezu identisch.



spätgotischen Schnitzer geht. Vom Blütenburger Meister sind weder Name noch biographische Daten bekannt – ein Schicksal, das er mit vielen Berufsgenossen seiner Zeit teilt –, von Grassers sind dagegen Name, Herkunft und Arbeiten zum großen Teil ab 1474 zu erschließen oder archivalisch dokumentiert.<sup>14</sup> Im Aresinger-Epitaph von 1482 in München, St. Peter, besitzen wir sogar eine signierte und datierte Bildhauerarbeit von ihm. Die Grassers charakterisierende verblüffende Wandlungsfähigkeit, die von karikierender Menschendarstellung bei den Münchener Moriskentänzern seiner Frühphase (1480) bis zu den stumm Klagenden der monumentalen Beweinungsgruppe im Freisinger Dom (1492) reicht, veranschaulicht das Dilemma einer stilistischen Abgrenzung seines ruhiger gewordenen späten Œuvres zu der sich kaum verändernden kontemplativen Bildnerie des nachdenklichen Blütenburger Meisters. Grundsätzlich darf man aber wohl zwischen einem grüblerisch-introvertierten Temperament des älteren Blütenburger Meisters und einer eher extrovertierten Künstlerpersönlichkeit Erasmus Grassers unterscheiden.

Die Frage ist, in welcher Werkstatt der genannten spätgotischen Schnitzer die beiden Loitersdorfer Apostelfiguren gearbeitet wurden. Eine gründliche Restaurierung, die die Figuren von den äußerst groben und entstellenden Farbüberfassungen befreien und konkrete Hinweise zum ursprünglichen Zustand liefern könnte, steht noch aus. In Erfahrung zu bringen war lediglich eine allgemeine Kirchenrestaurierung im

Jahr 1830,<sup>15</sup> die sich nach Auskunft einer Votivtafel durch einen vorausgehenden Blitzeinschlag erklärt, der die Loitersdorfer Kirche 1828 getroffen hatte. 1984 erfolgte eine Außenrenovierung,<sup>16</sup> die zum Anlass genommen wurde, wenigstens die Madonnen- und Skulptur zu konservieren.<sup>17</sup>

Für die Hand Erasmus Grassers kann seine urkundlich zu belegende Präsenz im Ebersberger Klostergebiet und dessen benachbarten Klöstern sprechen. Nach einer Ebersberger Urkunde von 1499 hatte Grassers Besitzrechte in Oberneuching / Landkreis Erding, wie aus dem Text der Verkaufsurkunde eines Sedelhofes hervorgeht: „außgenommen fünff pfund pfening so Erasem grassem umb ainhundert pfund pfening und acht gulden reinisch“ (gehören).<sup>18</sup> In Kloster Altenhohenau fungierte er am 19. Mai 1511 als Siegelbittzeuge in der Funktion eines „Brunnmeisters zu München“.<sup>19</sup> Arbeiten Grassers tauchen auch im Ebersberger Kloster selbst und dessen verstreuten Besitz auf. In den Figuren der heiligen Sebastian und Ulrich, die heute in der Sebastianskapelle der Ebersberger Pfarrkirche verwahrt werden, sieht Kornelius Otto Arbeiten von der Hand Grassers und datiert sie in die Zeit um 1485.<sup>20</sup> Die monumentale Dreifaltigkeits-Skulptur in der Kirche St. Michael in Mitterdarching / Landkreis Miesbach, das seit dem 11. Jahrhundert zum Besitz des Benediktinerklosters gehörte, ist der wohl um 1495 gearbeiteten Gnadenstuhl-Gruppe in der heutigen Pfarrkirche in Schliersee in Physiognomie, Haar- und Gewandgestaltung sowie Bewegung

augenfällig verwandt.<sup>21</sup> Grassers hat also offensichtlich zu verschiedenen Zeiten für das Kloster Ebersberg gearbeitet.

Im Gegensatz zu Erasmus Grassers führt keine archivalisch abgesicherte Spur im Ebersberger Raum oder dem Kloster benachbarten Gebiet zu einer biographischen Spur des Meisters der Blütenburger Apostel. Mit Hilfe der Stilkritik ergeben sich jedoch konkrete Hinweise auf eine Gruppe von Arbeiten des Anonymus in diesem Gebiet. Albrecht Miller erkannte 1983 eine „zwillingshafte Verwandtschaft“ zwischen den zwölf 1,25-1,29 Meter großen Apostelskulpturen der Blütenburger Schlosskirche (nach 1490), denen der Meister seinen Notnamen verdankt, und den beiden 1,58-1,60 Meter großen Johannesfiguren im (neugotischen) Altarschrein der Erdinger Johanneskirche;<sup>22</sup> eine Familienähnlichkeit, die auch die allerdings kleineren Loitersdorfer Apostel deutlich kennzeichnet: Denn auch sie besitzen die gleichen „spitzen Gesichtszüge“<sup>23</sup> mit dem versonnenen Blick. Ihr Mantel bauscht sich ebenfalls höhlenbildend um einen Arm und setzt mit dieser raumschaffenden Bewegung einen Kontrapunkt zur brettartig herabfallenden Stoffbahn des anderen Mantelendes. Nicht zuletzt stimmen alle Apostel in ihrer verschränkten Beinstellung überein. Nach diesen sich deckenden Stilkriterien können die beiden Loitersdorfer Figuren nur aus der Werkstatt des Blütenburger Meisters stammen. Ob sie eigenhändig von ihm oder nach seinen Vorlagen geschnitzt wurden, ist nicht zu erweisen. Der Faltengestaltung ihrer Gewänder

nach dürften sie später als der Weihenstephaner Erzengel (1489), aber noch vor dem namenlosen Apostel aus der Frauenkirche in München (um 1500) entstanden sein.

Johannes benennt Andreas in seinem Evangelium als den ersten unter zwei Jüngern, die dem Ruf Jesu folgten (Johannes 1, 35-40). Die Verbindung von berichtendem Evangelisten und Andreas, dem ersten Jünger Jesu, lässt in Loitersdorf an einen ursprünglich mit zwei Heiligenfiguren ausgestatteten, die Aussendung der Apostel thematisierenden Altar denken. Auch die Darstellung beider Jünger mit nackten Füßen nimmt Bezug auf den Bibeltext, denn nach Lukas 10, 3-4 heißt es in der Aufforderung Christi, das Evangelium in aller Welt zu verkünden: „Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! [...]“ Die von den Blütenburgern über die Erdinger bis zu den Loitersdorfer Aposteln gestaltete Barfüßigkeit ist ein deutlicher ikonographischer Hinweis auf die „Werktreue“ des Blütenburger Meisters, der sich eng an den Evangelientext hielt. Zu einer solchen Vertrautheit mit der Bibel fügt sich die Tatsache, dass alle uns bekannten Werke des Blütenburger Schnitzers religiösen Themen verpflichtet sind – im Gegensatz zu Erasmus Grassers, der mit seinen Münchener Moriskentänzern bereits profane, karikaturhaft überzeichnete Menschentypen schnitzte. Der stets ernste und in sich versunkene Ausdruck der Heiligenfiguren des Blütenburger Meisters lässt den Einfluss der „Devotio moderna“ erkennen, jener stillen Fröm-



migkeit, von der die im 14. Jahrhundert gegründete religiöse Erneuerungsbe-  
wegung des Holländers Geert Groot  
getragen wurde. In einem sanften,  
aber revolutionierenden Umdenkungs-  
prozess strebten seine Anhänger nach  
einem Leben in Demut, um so, wie  
Thomas von Kempen in seinem be-  
rühmten Buch schrieb, Christus nach-  
folgen zu können. Die Wirkung dieses  
Buches schuf ein neues Bewusstsein,  
das mitbestimmend für viele gesell-  
schaftliche Veränderungen im 15. Jahr-  
hundert wurde. Auch die von den  
Ebersberger Äbten in ihrem Konvent  
nach Kräften geförderte Melker Reform  
(1426-1441) war – zusätzlich motiviert  
durch offenkundig gewordene Miss-  
stände in vielen bayerischen Klöstern –  
ein spätes geistiges Kind der *Devotio  
moderna*.

Über die Stiftung spätgotischer Altä-  
re in Loitersdorf schweigen sich die  
Quellen aus. Das Feuerstättenbuch von  
1554 nennt unter den Grundherren in  
Loitersdorf drei Klöster (Tegernsee,  
Beyharting, Dietramszell). Außerdem  
verfügte dort neben den Gotteshäu-  
sern Rosenheim, Schönau und Ramers-  
dorf auch der bayerische Herzog über  
Grundbesitz.<sup>24</sup> Noch 1580 bewirtschaf-  
tete unter anderem Jörg Mair einen Hof  
in Loitersdorf „so dem Herrn Pfleger zu  
Aibling zugehörig“,<sup>25</sup> also demnach  
Besitz eines hohen herzoglichen Be-  
amten war. Setzt man ähnliche Besitz-  
verhältnisse schon Ende des 15. Jahr-  
hunderts und die Bildwerke zur origina-  
len Ausstattung der Loitersdorfer An-  
dreaskirche gehörend voraus, dürfte  
der Stifter höfischen Kreisen zuzurech-  
nen sein.

Den Namen des Meisters der Blüten-  
burger Apostel doch noch zu finden,  
haben bis heute zahlreiche Forscher  
nicht aufgegeben: Volker Liedke bringt  
ihn mit dem Münchener Maler Erhart  
Ölgast in Verbindung.<sup>26</sup> Albrecht Miller  
glaubt an eine Ausbildung bei dem  
Steinmetz Hans Beierlein in Augs-  
burg.<sup>27</sup> Kornelius Otto hält, die Vermu-  
tung Hans Ramischs wieder aufgreifend,<sup>28</sup>  
versuchsweise Markus Haldner,  
den Sohn Hans Haldners, der das Mün-  
chener Kaisergrab schuf, für die hinter  
dem Notnamen „Meister der Blüten-  
burger Apostel“ stehende Persönlich-  
keit.<sup>29</sup> Solange der Name eines Bildhau-  
ers, Schnitzers oder Malers nicht archi-  
valisch belegt, seine Werke nicht durch  
zusätzliche Daten begründet zu er-  
schließen sind oder durch eine Signatur  
sicher zugeordnet werden können, be-  
wegen sich Namenszuweisungen auf  
dem seifigen Weg der Spekulation.  
Wichtiger erscheint die Aufgabe, zu-  
künftig das noch nicht vollständig er-  
schienene Spektrum der Werke des Blü-  
tenburger Meisters – wenn möglich –  
in ihrem ursprünglichen Zusammen-  
hang zu erfassen und für die interes-  
sierten Menschen des 21. Jahrhunderts  
wieder „lesbar“ zu machen; denn erst  
dann erschließt sich dem heutigen Be-  
trachter die Botschaft der spätgoti-  
schen Bilder und Bildwerke.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Nach der „Conradinischen Matrikel“ gehörte die Loitersdorfer Kirche 1315 als eine von sechs Filialkirchen zur damaligen Pfarrei Holzen. Siehe Mayer, Anton / Westermayer, Georg: Statistische Beschreibung des Erzbisthums München-Freising, III. Bd., Regensburg 1884, S. 226.
- <sup>2</sup> Riehl, Berthold: Loitersdorf, in: Bezold, Gustav von / Riehl, Berthold / Hager, Georg: Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern, 2. T., Stadt München, Bezirksämter Erding, Ebersberg, Miesbach, Rosenheim, Traunstein, Wasserburg, (Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I/2), München 1902, S. 1376-1377, S. 1377.
- <sup>3</sup> Dehio, Georg / Gall, Ernst: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bayern IV: München und Oberbayern, München – Berlin 1990, S. 607. Der „Dehio“ von 1964 erwähnt nur die Figuren der Muttergottes und der Maria Magdalena.
- <sup>4</sup> Maßangabe nach Riehl (wie Anm. 2), S. 1377.
- <sup>5</sup> Abbildungen siehe bei Schliewen, Brigitte: Studien zur Schnitzkunst vor Leinberger im Gebiet von Ebersberg – die Madonnen von Frauenreuth und Loitersdorf, in: Schultes, Lothar (Hg.): Der Meister des Kefermarkter Altars. Die Ergebnisse des Linzer Symposions, (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 1), Linz 1993, S. 93-101 und Ramisch, Hans: Zur Münchner Plastik und Skulptur im späten Mittelalter, in: Steiner, Peter / Hahn, Sylvia (Red.): Münchner Gotik im Freisinger Diözesanmuseum, (Diözesanmuseum in Freising. Kataloge und Schriften 21), Regensburg 1999, S. 25-67, S. 50, Abb. 28.
- <sup>6</sup> Dem Größenverhältnis nach könnte die stehende Maria Magdalena ohne weiteres der sitzenden Madonna zugeordnet werden.
- <sup>7</sup> Pinder, Wilhelm: Die deutsche Plastik des ausgehenden Mittelalters, in: Handbuch der Kunstwissenschaft, Wildpark – Potsdam 1929, S. 379.
- <sup>8</sup> Heute: Diözesanmuseum Freising, Inv. Nr. P 32.
- <sup>9</sup> Siehe Liedke, Volker: Die Figur des Heiligen Johannes des Täufers in Pastetten. Ein bislang unbekanntes Werk des Münchner Bildschnitzers Erasmus Grasser, in: *Ars Bavarica* 15/16 (1980), S. 16-19, S. 17-18, Abb. 1-3.
- <sup>10</sup> Heute als Leihgabe im Diözesanmuseum Freising, Inv. Nr. M 530.
- <sup>11</sup> Siehe Otto, Kornelius: Erasmus Grasser und der Meister des Blütenburger Apostelzyklus. Studien zur Münchner Plastik des späten 15. Jahrhunderts, (Miscellanea Bavarica Monacensia 150), München 1988, S. 158-160.
- <sup>12</sup> Siehe Steiner / Hahn (wie Anm. 5), S. 146.
- <sup>13</sup> Siehe Liedke (wie Anm. 9), S. 17-18.
- <sup>14</sup> Siehe hierzu Halm, Philipp Maria: Erasmus Grasser, Augsburg 1928 u. Otto (wie Anm. 11), S. 8-141.
- <sup>15</sup> Siehe Mayer / Westermayer (wie Anm. 1), S. 264.
- <sup>16</sup> Siehe Dehio / Gall (wie Anm. 3), S. 607.
- <sup>17</sup> Die Sicherung mit Teilergänzung (zwei Finger) wurde von der Restauratorin Marie Rose Kratzsch, München, Schellingstraße 96, ausgeführt. Siehe hierzu Bericht im Pfarramt Frauenneuharting.
- <sup>18</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), KU Ebersberg 1131 vom 25.07.1499.
- <sup>19</sup> Siehe Mitterwieser, Alois: Geschichte der Benediktinerabtei Attel am Inn, o. O. 1920, Nr. 550.
- <sup>20</sup> Siehe Otto (wie Anm. 11), S. 129 u. Anm. 250. In dem betreffenden Ebersberger Rechnungsbuch wird allerdings sein Name nicht genannt, sondern nur pauschal mit dem „maler einer tafel“ abgerechnet. Siehe BayHStA, KL Ebersberg 23 ½.
- <sup>21</sup> Siehe ebd., S. 103-105 u. Abb. 27.
- <sup>22</sup> Siehe Miller, Albrecht: Der Blütenburger Apostelzyklus und sein Meister, in: Erichsen, Johannes (Hg.): Blüten-  
burg. Beiträge zur Geschichte von Schloß und Hof-  
mark Menzing, München 1983, S. 213-230.
- <sup>23</sup> Ebd., S. 215.
- <sup>24</sup> Siehe Mayr, Gottfried: Ebersberg – Gericht Schwaben, (Historischer Atlas von Bayern / Teil Altbayern I/48), München 1989, S. 140.
- <sup>25</sup> Siehe BayHStA, Kurbaiern Geh. Landesarchiv 1192, fol. 16 v.
- <sup>26</sup> Siehe Liedke, Volker: Die Münchner Tafelmalerei und Schnitzkunst der Spätgotik (I), in: *Ars Bavarica* 17/18 (1980), S. 58-61.
- <sup>27</sup> Siehe Miller (wie Anm. 22), S. 227-230.
- <sup>28</sup> Siehe Ramisch, Hans: Die Meister der mittelalterlichen Chorgestühle von Tegernsee und Reichenbach, in: *Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege* 29 (1975), S. 79-96, S. 79-81.
- <sup>29</sup> Siehe Otto (wie Anm. 11), S. 204-206.

## Bildnachweis

Brigitte Schliewen, Vaterstetten: Abb. 1, 3.  
Diözesanmuseum Freising: Abb. 2, 4.



## Der Meister von Rabenden und der Landkreis Ebersberg

Hermann Beham

Von den meisten Heiligenfiguren in den Kirchen unseres Landkreises kennen wir weder den Namen des Schnitzers, noch der Werkstatt, noch lassen sich – über die Zuordnung zu einer bestimmten Stilrichtung hinaus – bezüglich der Meister überhaupt geeignete Aussagen treffen. Vier Künstlergestalten ragen aus dieser Landschaft hervor. Drei davon haben ihren eigenen Namen, einer hat nur eine Bezeichnung, die von einem seiner Werke abgeleitet ist. Es ist sicher kein Zufall, dass die namentlich bekannten Josef Götsch, Christian Jorhann der Ältere und Johann Baptist Straub zugleich die geschichtlich jüngeren Meister des späten bis frühen Rokokos sind, während der Vierte als Meister der ausgehenden Gotik wohl ungefähr 250 Jahre früher lebte. Von Götsch, Jorhann und Straub kennen wir die wesentlichen Daten ihrer Biografie und die Stätten ihres Wirkens.<sup>1</sup> Nicht so von dem Vierten: von ihm kennen wir nur ein erst in unserer Zeit verfasstes Verzeichnis seiner Werke und ihrer Standorte und damit den Lebensraum, in dem er wirkte, und der Landkreis Ebersberg liegt mitten darin.<sup>2</sup>

Während für Straub mit der Dreifaltigkeitskirche in Grafing, für Jorhann mit der Kirche in Landsham, für Götsch mit den Kirchen von Glonn und Stein-

höring, bereits alle Standorte im Landkreis angeführt sind, ergibt sich für den Vierten, seine Werkstatt und seine Schule ein Katalog von 13 Orten im Landkreis und seiner unmittelbaren Umgebung. Der Künstler, von dem hier die Rede ist, heißt seit seiner Entdeckung, das heißt seit er als Schnitzer einer Mehrzahl bedeutender Altarausstattungen erkannt ist, der Meister von Rabenden oder präziser: der Meister des Hochaltars von Rabenden.

Rabenden liegt von uns aus hinter Obing an der B 304. Die Kirche liegt hinter einem Gasthaus unmittelbar an der Bundesstraße, hat äußerlich eine einfache, aber im Innern sehr ansprechende gotische Architektur und neben anderem figürlichen Schmuck eben diesen Hochaltar. Er hat nicht nur den Namen gebracht, von ihm darf vielmehr auch, nach Kenntnis eines viel umfangreicheren Werkes, unter Gesichtspunkten der Qualität ausgegangen werden, wenn vom Meister von Rabenden zu reden ist. Es handelt sich um einen gotischen Flügelaltar, der sich geöffnet und geschlossen in nahezu gleichem äußeren Umriss darstellt. Die zu öffnenden Flügel sind innen und außen bemalt und verdecken geöffnet mit ihrer inneren Bemalung die sonst sichtbaren, ebenfalls bemalten Stand-



Abb. 1: Die Apostelgruppe des Hochaltars von Rabenden aus der Hand des namentlich unbekanntem Meisters.

flügel des Altares. Dieser ist im Übrigen klar gegliedert in Antependium, Mensa, Predella, Retabel und Gesprenge. Inmitten des Retabels liegt der Schrein, den ein Kielbogen abschließt, der bei geöffnetem Altar hälftig nach außen gespiegelt wird. Von der Predella und vom Gesprenge zum Retabel hin werden die Formen der Umrahmungen und Geranke verspielter und zierlicher. Das höchste Gesprenge ist beinahe schlicht gotisch und das Ebenmaß der Gliederung und der äußeren Form des Retabels weist bereits hinüber zu den waagrechten Elementen der Renaissance. (Abb. 1)

Für unser Thema können wir die Malerei des Altars beiseite lassen und ebenso die ungeklärte Frage, wer ihr Meister ist. Wenn vom Meister von Rabenden im Landkreis Ebersberg die Rede ist, geht es nur um Plastik und nie um Malerei. Der bildliche Schmuck oder besser der Inhalt des Altares hat zwei Themen: die Kreuzigungsgruppe im Gesprenge und die drei Apostel Judas Thaddäus rechts, Simon links und den Kirchenpatron Jakobus den Älteren in der Mitte.

Von diesen Figuren ist Maß zu nehmen für die Werke, die dem Meister von Rabenden, seiner Werkstatt oder seiner Schule auch in unserem Landkreis zugeschrieben werden. Mit den Stichworten Werkstatt und Schule sind wir noch einmal bei der Anonymität des Meisters, bei der Frage nach seinem Wirkungsort, ja nach seinem möglichen Namen. Zu beidem hat es Konkretisierungsversuche gegeben,<sup>3</sup> auf die hier zunächst nur bezüglich des Standortes der Werkstatt eingegangen

werden soll. Die erörterten Meisternamen können dabei nur Verwirrung stiften, wenn sie nicht zu belegen sind. Die Erörterung möglicher Werkstätten erbringt dagegen wenigstens eine räumliche Abgrenzung. Als möglicher Sitz der Werkstatt werden die Orte Wasserburg, Mühldorf, Rosenheim und neuerdings auch München erörtert.<sup>4</sup> Das Verbreitungsgebiet der Werke reicht von Hall in Tirol bis Unterlaichling nördlich von Mallersdorf und von Kempfenhausen am Starnberger See bis nach Rabenden, dem zugleich östlichsten Standort.<sup>5</sup> Der Landkreis Ebersberg liegt – wie gesagt – mitten darin: Markt Schwaben, Grafing und Ebersberg wurden als Sitz der Werkstatt aber nie erörtert.

Wenn man den Meister von Rabenden mit dem Landkreis Ebersberg in Verbindung bringt, muss man unterscheiden zwischen dem Bestand an Arbeiten, die sich noch im Landkreis befinden und solchen, die, aus dem Landkreis kommend, an andere Standorte gelangt sind. Es geht vor allem um Arbeiten aus dem Schloss Elkofen, Purfing und Haslach, die in das Bayerische Nationalmuseum beziehungsweise in das Diözesanmuseum nach Freising gelangt sind. In jüngster Zeit ist auch erkannt worden, dass der Hochaltar der Kirche in Mörlbach im Landkreis Starnberg aus dem Landkreis, und zwar aus der Vorläuferkirche der heutigen Kirche in Landsham stammt. Daneben gibt es da noch einige Standorte nahe der Landkreisgrenze, die man nicht gerne auslässt, wenn man schon dabei ist. Es geht im Süden um Ostermünchen, Thal, Schönau und



Elendskirchen und im Norden um Haar und Siggenhofen.

Im Landkreis selbst handelt es sich um 15 Plastiken in den Kirchen von Oberpfammern (4), Haslach (4), Plienung (2), Weiterskirchen (2), Berghofen (1), Berganger (1) und Meiletskirchen (1). Aus dem Landkreis stammen zwei Altäre (Schloss Elkofen und Landsham) und fünf Plastiken (Purfing 3, Haslach 2) und in unmittelbarer Nachbarschaft finden sich neun Arbeiten (Ostermünchen 2, Thal 2, Schönau 2, Elendskirchen 1, Haar 1, Siggenhofen 1).<sup>6</sup>

Nachdem am Anfang dieser Darstellung der Hochaltar von Rabenden als eigenhändiges Werk des Meisters stand, nähern wir uns für den Landkreis wohl am besten über die Schul- und Werkstattarbeiten dem einzigen eigenhändigen Werk, das wir in der Darstellung des Gekreuzigten in der Haslacher Kirche besitzen.

## Werke aus der Schule des Meisters

Um Schularbeiten handelt es sich zunächst bei den beiden Darstellungen des Gekreuzigten in der Kirche in Oberpfammern. Bemerkenswert ist vor allem die Ähnlichkeit des Vortragekreuzes mit dem Gekreuzigten in der Kreuzigungsgruppe der Kapelle am Ortseingang von Kloster Schäftlarn, die ebenfalls als Schulwerk einzustufen ist.<sup>7</sup> Das größere der beiden Oberpfammerner Kreuze bezeichnete Heinrich Kastner als der Leinbergerschule zugeschrieben.<sup>8</sup> Es ist auch bereits in den „Kunstdenkmalen“ von 1902 erwähnt und dabei zeitlich wohl richtig als um 1520 einge-

stuft,<sup>9</sup> da es zwischen 1515 und 1520 entstanden sein dürfte. Die „Kunstdenkmale“: „Arbeit mit großer Bravour und charakteristischem Naturalismus, jedoch ohne tiefes Empfinden ausgeführt.“ Heutige Fassung wohl Barock, mit späterer Überarbeitung. 1932 war dieses Kreuz tatsächlich auf einer Leinbergerausstellung in Landshut zu sehen.<sup>10</sup> Die Frage: „Leinbergerschule oder Schule des Meisters von Rabenden?“, dürfen wir wohl den Kunsthistorikern überlassen, unter denen diese Frage umstritten ist. Einen Einfluss der Leinbergerschule sehen Georg Dehio und Ernst Gall zum Beispiel auch für die Kreuzigungsgruppe, die heute den Hochaltar in Emmering schmückt.<sup>11</sup> Der gemeinsame Nenner erschließt sich von hier aus kaum. Erwägungen zu dieser Frage führen aber wohl zu



Abb. 2: Die Heilige Anna selbdritt von Berghofen – die Arbeit eines Schülers des Meisters von Rabenden.

den Einflüssen, die für den Stil des Meisters von Rabenden wirksam wurden. Auch dabei wird ein Einfluss Leinbergers nicht allgemein ausgeschlossen, aber doch weithin abgelehnt.

Als Schularbeit einzustufen ist auch die Darstellung der Heiligen Anna selbdritt in Berghofen. (Abb. 2) Bei dieser Darstellung handelt es sich, obwohl eine eigenhändige Arbeit nicht erhalten ist, um ein im Umkreis des Meisters recht häufiges Motiv. Das hängt sicher mit einer besonderen Vorliebe des beginnenden 16. Jahrhunderts für dieses Andachtsbild zusammen. Dargestellt wird, zumeist mit anachronistischem Alter der Einzelpersonen: Mutter Anna, die Muttergottes als Mädchen und das Jesuskind. Entstanden ist dieses Motiv um 1300. Aus der Zeit zwischen 1507 und 1513 gibt es ein Bild Leonardo da Vincis mit diesem Motiv im Louvre.<sup>12</sup>

Die Entstehungszeit der Darstellung in Berghofen liegt zwischen 1520 und 1525. Die Figur hat eine bewegte Vergangenheit. Sie stammt wohl aus dem Schrein eines spätgotischen Altars und war früher auf dem linken Seitenaltar, dann wohl auch an der Wand untergebracht, während sie heute den Mittelpunkt des Hochaltars bildet. Es kann sein, dass die Darstellung ursprünglich nicht für die Kirche in Berghofen angefertigt wurde. Es gibt eine Tradition, wonach sie aus der Schlosskapelle in Falkenberg stammt und nach Berghofen erst überführt wurde, als Falkenberg an evangelische Besitzer kam und die katholische Kapelle aufgegeben werden durfte, was für 1899 nachgewiesen ist.<sup>13</sup>

Von den Entstehungszeiten der Gebäude her kommt sowohl Berghofen wie Falkenberg als ursprünglicher Standort in Frage. Berghofen ist ja im Kern romanisch. Eine Kapelle wurde in Falkenberg am 30. Juli 1508 durch Bischof Bartholomäus von Freising eingeweiht,<sup>14</sup> und dieser Zeitpunkt liegt recht nahe an der Entstehungszeit der Figur. Dabei dürfte es sich allerdings noch nicht um die Schlosskapelle gehandelt haben; denn für diese ist eine Konsekration erst für den 30. Juni 1583 und durch Weihbischof Bartholomäus Scholl nachgewiesen.<sup>15</sup>

Diese Anna selbdritt ist wegen der Veränderungen nicht leicht einzuordnen. Es könnte sich auch um eine Werkstattarbeit handeln. In den „Kunstdenkmälern“ von 1902 findet sich zu dieser Darstellung folgende Feststellung: „Auf ihrem linken Schoß sitzt Maria, mit beiden Händen nach dem Christuskind greifend, das ehemals auf dem rechten Schoß saß (als das Christkind entfernt war, wurde die rechte Hand der Anna roh erneuert und ihr ein Buch in dieselbe gegeben, das sie auf das Knie stützt).“<sup>16</sup> Die Beziehung zum Meister von Rabenden darf aber im Hinblick auf die Gestaltung des Faltenspiels um die Füße, die geradlinige Abgrenzung der Gesamtdarstellung und verschiedene Beziehungen des Gesichtsausdrucks der Mutter Anna als gesichert angesehen werden.

Eine weitere als Schularbeit einzustufende Anna selbdritt bietet der nördliche Seitenaltar in Weiterskirchen. Auch hier kann es sich wie bei weiterem Figurenschmuck der Kirche nur um



Übernahmen aus der Vorläuferin der 1642 errichteten Kirche handeln. Die heutige Fassung der Figur ist barock, ebenso wie die der Darstellung des Heiligen Jakobus des Älteren in der gleichen Kirche, die ebenfalls als Schularbeit einzustufen ist und zusammen mit der Anna selbdritt aus dem Schrein eines spätgotischen Altares stammen könnte, wie er in der früheren Kirche gestanden haben kann.

Drei Plastiken aus der Schule des Meisters von Rabenden standen früher auch in der St. Lorenz-Kirche in Purfing. Es handelt sich um einen Heiligen Christopherus, einen Heiligen Sylvester und eine Heilige Margarete, die heute das Diözesanmuseum in Freising verwahrt. (Abb. 3) Bis 1965 zierten sie den wohl barocken nördlichen Seitenaltar der Kirche.<sup>17</sup> Noch früher dürften sie gemeinsam den Inhalt des Schreins eines spätgotischen Altares gebildet haben. Die Einstufung der Arbeiten als Schulwerke liegt an der Grenze. Es könnte sich auch noch um Werkstattarbeiten handeln. In den „Kunstdenkmälern“ von 1902 sind sie als „um 1520 gefertigt“, erwähnt.<sup>18</sup>

Die Reihe der Schularbeiten knapp jenseits der Landkreis-

grenze können wir mit einer Darstellung eröffnen, die noch bis 1928 zum Landkreis gehörte.<sup>19</sup> Es handelt sich um den Heiligen Sebastian in der Kirche St. Johannes und Paulus von Siggenhofen, das heute zu Ottenhofen im Landkreis Erding gehört. (Abb. 4) Die „Kunstdenkmale“ von 1902 erwähnen die Plastik als auf dem linken Seitenaltar stehend und merken an: „der Mantel im Wurf sehr maniert, die Stellung geziert.“<sup>20</sup> Die wenig bewegte Linienführung am linken und vor allem am rechten Mantelrand, die Bearbeitung der Haartracht und die Darstellung des Spielbeins durch den Faltenwurf des Gewandes weisen aber in die Richtung unseres Meisters.

Abb. 3: Die Figuren der Heiligen Christopherus, Sylvester und Margarete befanden sich früher in der St. Lorenz-Kirche in Purfing.



Aus der Schule des Meisters von Rabenden stammt auch die Gottesmutter mit Kind in Elendskirchen. Die Figur steht heute im barocken Hochaltar

rocker  
Hoch-  
altar



Abb. 4: Der Heilige Sebastian aus der Kirche in Sigenhofen lässt in seiner Gestaltung seine Nähe zum Meister von Rabenden erkennen.

des mit Rokokoausstattung versehenen gotischen Mariä-Verkündigungs-Kirchleins. Die Attribute sind barocke Ergänzungen. Die Figur ist im Haaransatz der

Gottesmutter und in den Gesichtern überschnitzt, die heutige Fassung barock. Auch hier handelt es sich wohl um die Figur des Schreins des spätgotischen Hochaltars der Kirche. Das Gewand erinnert an die Mutter-Gottes-Figur in Oberpfammern, auf die bei den Werkstattarbeiten zurückzukommen sein wird.

Um eine Schularbeit handelt es sich auch bei der Maria unter dem Kreuz aus Thal, Pfarrei Schönau, die auf die ähnliche Darstellung in Haslach weist. Diese Plastik wurde zeitweise im Pfarrhof in Schönau verwahrt.<sup>21</sup> Früher wies diese Figur als barocke Ergänzung noch ein Schwert auf, von dem heute nur noch die Einstichstelle sichtbar ist. In den „Kunstdenkmalen“ von 1902 ist sie als handwerkliche Arbeit um 1530 erwähnt.<sup>22</sup> Diese Beurteilung wird der Arbeit aber, wie ein Vergleich mit der Mutter Gottes der Kreuzigungsgruppe in Haslach zeigt, nicht gerecht. Wie bei dieser Darstellung hält Maria ein Tuch oder geraffte Falten ihres Gewandes mit beiden Händen umfasst. Zwar ist die Arbeit in Haslach im Faltenwurf reicher und die Haltung der Hände seitenverkehrt, die Linienführung des Faltenwurfs, die Stellung des Spielbeins sind aber bei beiden Figuren parallel. Die gemeinsame Wurzel ist unverkennbar.

Ebenfalls im Pfarrhof Schönau ver-



wahrt waren zwei aus der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Schönau stammende Reliefs „Ölberg“ und „Geiselung Christi“. Sie stellen als Reliefs unter den Schulwerken eine Besonderheit dar. Von den „Kunstdenkmalen“ von 1902 werden sie um 1520 bis 1530 datiert.<sup>23</sup> Ob es sich um ein Schulwerk oder doch um eine Werkstattarbeit handelt, ist nicht völlig geklärt. Interessant sind Bezüge zur Darstellung des Ölbergs am Heilig-Blut-Altar (1502-1504) von Tilman Riemenschneider in St. Jakob in Rothenburg ob der Tauber. Die heutige Fassung der beiden Reliefs ist neugotisch. Vermutlich stammen sie aus dem Flügelaltar des spätgotischen Altars, der im Vorläuferbau der heutigen Schönauer Kirche stand. Bemerkenswert ist, dass sowohl die Kirche von Thal wie die Kirche in Weiterskir-

chen früher zur Pfarrei Schönau gehörten, so dass in dieser Pfarrei an drei Stellen Arbeiten aus der Schule des Meisters von Rabenden zu finden sind.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Pfarrei Schönau gibt es noch ein spätgotisches Relief, das bisher nicht dem Umkreis des Meisters von Rabenden zugeschrieben wurde, das aber einmal von Fachleuten unter diesem Gesichtspunkt gewürdigt werden sollte. Es handelt sich um die Grablegungsdarstellung auf dem Hochaltar der Kirche in Holzen. (Abb. 5) Vom Thema her besteht ein offensichtlicher Zusammenhang mit den Reliefs in Schönau. Auch

Abb. 5: Das Grablegungsrelief des Hochaltars der Kirche in Holzen stammt möglicherweise aus dem Umkreis des Meisters von Rabenden.



die räumliche Tiefe der Arbeiten ist mit 5 bis 6 Zentimetern vergleichbar. In Höhe und Breite weicht die Holzner Darstellung mit 73 Zentimetern Höhe und 83 Zentimetern Breite allerdings von den Schönauer Bildnissen (Höhe 95 bzw. 78 cm, Breite je 67 cm) ab. Immerhin könnte die entsprechende Aufteilung eines gotischen Flügelaltars eine solche Zusammenstellung möglich machen. Die Grablegung in Holzen ist wie die Schönauer Reliefs neugotisch gefasst. Anklänge an Darstellungen des Meisters von Rabenden finden sich in Holzen vor allem beim Kopf der Mutter Gottes, bei der Darstellung des Leichnams Christi, vor allem bei den Händen. Auch die zum Bildrand hin glatt verlaufenden Linien der Faltenwürfe weisen in diese Richtung. Der Fuß des Nikodemus am linken Bildrand erinnert dagegen beinahe an die Fußdarstellungen bei den Moriskentänzern des Erasmus Grasser. Die Münchner Schule lässt grüßen. So zwischen der Pfarrei Schönau und Schloss Elkofen wäre der Standort Holzen geradezu ideal eingebettet.

Die Darstellung der Schulwerke ist nach dieser Spekulation zu beschließen mit einer Plastik, die bisher noch gar nicht als Schulwerk in Anspruch genommen wurde, die aber dennoch unter den vielfältigen Einflüssen, die sie spiegelt, vor allem durch die Physiognomie, die der Meister seinen Darstellungen weiblicher Heiliger gab, eine Verbindung zum Meister von Rabenden aufweist. Es handelt sich um die Thronende Maria mit Kind aus dem St. Kastulus-Kirchlein von Meiletskirchen.<sup>24</sup>

Der Unterschied zwischen Schul- und Werkstattarbeiten ist keineswegs ein solcher der Qualität, sondern vielmehr eine Frage der Nähe zu den Charakteristiken des Meisters. Warum sollte auch der zum Meister einer anderen Werkstatt gewordene Schüler nicht besser gearbeitet haben als die Gesellen und Lehrlinge des Meisters selbst?

### Zwei Altäre aus der Werkstatt des Meisters

An der Spitze der Werkstattarbeiten mit Bezug zum Landkreis stehen zunächst zwei Altäre. Der eine von beiden gehört zum Fundus des Bayerischen Nationalmuseums. Sein Bezug zum Landkreis ist bis in den Schriftverkehr über seinen Ankauf durch das Nationalmuseum nachweisbar. Komplizierter ist diese Frage bei dem anderen Altar. In der Neuauflage des „Dehio“ von 1990 findet sich zur Filialkirche St. Stephan in Mörlbach in der Gemeinde Berg im Landkreis Starnberg ein kurzer, die Landshamer Kirche betreffender Hinweis. Ohne nähere Begründung heißt es zu dem auf 1515 bis 1520 datierten dortigen Hochaltar: „Vielleicht aus der Stephanuskirche von Landsham stammend.“<sup>25</sup> Da der Mörlbacher Hochaltar der Werkstatt des Meisters von Rabenden zugeschrieben wird,<sup>26</sup> eröffnet eine solche Vermutung gerade im Zusammenhang mit den hier dargestellten übrigen Arbeiten aus dem Landkreis und seiner unmittelbaren Umgebung weit reichende Perspektiven. (Abb. 6)

Zunächst zum Gewicht dieser Vermutung. Auch die Kirche von Landsham



Abb. 6: Gehörte der Hochaltar der Filialkirche St. Stephan in Mörlbach ursprünglich zur Ausstattung des Landshamer Gotteshauses?

ist ja dem gleichen Patron, dem Heiligen Stephanus geweiht und der bald 250 Jahre alte Rokoko-Bau des Johann Baptist Lethner aus Erding hatte einen Vorläuferbau, so dass man sich nicht täuschen lassen darf. Wie aber soll der Altar von Landsham nach Mörlbach gekommen sein? An sich ist es nicht ungewöhnlich, dass Altäre und Plastiken, die im Zusammenhang mit dem Meister von Rabenden von Bedeutung sind, aus dem Landkreis verschwunden sind. In dieser Darstellung wird dies ja verschiedentlich sichtbar.

In der Literatur ist dieser Hochaltar von Mörlbach im Übrigen als Werkstattarbeit des Meisters von Rabenden identifiziert und ausführlich beschrie-

ben. Dabei findet sich aber, abgesehen von der Stelle im „Dehio“, kein Wort über Landsham. Allerdings fällt auf, dass die Datierungen des Hochaltars zwischen 1506 und „nach 1520“ mit Schwerpunkt bei 1510 schwanken. Die Datierungen auf 1510 könnten ihren Grund in der Tatsache haben, dass in Mörlbach ein Fenster die Jahreszahl 1510 trägt,<sup>27</sup> während nach dem Werkzusammenhang des Altares für diesen die Jahre 1515 bis 1520 ermittelt wurden.<sup>28</sup> Wurde der Altar aus Landsham übertragen, wäre sofort verständlich, dass das Mörlbacher Fensterdatum in die Irre führen muss. Auch der Widerspruch, der zwischen der Einstufung des Altars als Werkstattarbeit und der

sonstigen Verbreitung solcher Werkstattarbeiten festgestellt wurde,<sup>29</sup> wäre mit der Herkunft aus Landsham geklärt.

Bleiben noch zwei 1607 am Altar in Mörlbach zusätzlich angebrachte Wappen.<sup>30</sup> Sie verweisen auf die Stifterfamilien von Donnersberg und von Ruepp, die wohl Grundeigentümer in Mörlbach waren. Wenn diese Familien auch in oder bei Landsham Besitz hatten, könnte der Nachweis dafür der Spekulation über die Herkunft des Altares weiteren Auftrieb geben. Ein Aufsatz von Benno Constantin Gantner in *Ars Bavarica* 49/50 (1988), auf den der Hinweis im neuen „Dehio“ vielleicht zurückgeht, weist auf einen zweiten Hofmarkssitz der Familie Ruepp in Aschheim hin. Damit ist der räumliche Zusammenhang mit Landsham und damit die Möglichkeit eines solchen Erwerbes ohne weiteres vorstellbar.

Das Jahr der Wappenergänzungen in Mörlbach passt übrigens recht gut mit der endgültigen Änderung der Pfarrverhältnisse zwischen Landsham und (Markt) Schwaben zusammen. Der 1613 in (Markt) Schwaben verstorbene und dort auch begrabene Pfarrer Wolfgang Dellinger hatte es nämlich nach jahrhundertelangem Gezerre erreicht, dass endgültig die Kirche in (Markt) Schwaben Pfarr- und die in Landsham Filialkirche wurde. Der Altar in Landsham könnte in diesem Zusammenhang verkäuflich geworden und dann 1606 nach Mörlbach gestiftet worden sein. Dafür sprechen auch bauliche Veränderungen, die an der Mörlbacher Kirche offensichtlich im Hinblick auf diesen Altar erst noch vorgenommen werden mussten.<sup>31</sup>

Der Hochaltar von Mörlbach hat mit dem in Rabenden gemein, dass er über zwei Drehflügel verändert werden kann, geschlossen zeigt er also Plastik nur in der Predella mit einer Pietà und im Gesprenge mit einem Gekreuzigten, im Zentrum aber nur Malerei, Szenen aus der Leidensgeschichte im Mittelteil und Mutter Gottes und Johannes auf den beiden Seitenstandflügeln. Offen wirkt er reicher als der Altar in Rabenden, weil er außer den drei Figuren Jakobus, Stephanus und Sebastian in der Mitte auf den beiden Flügeln vier Reliefs mit den zwölf Aposteln zeigt. An die Auswahl des Sebastian als einer der drei Zentralfiguren lassen sich übrigens Spekulationen im Hinblick auf Landsham und den in Ebersberg verehrten Heiligen anknüpfen.

Dass dieser Altar eine Werkstattarbeit und kein eigenhändiges Werk des Meisters ist, wurde unter anderem damit begründet, dass die Qualität der Plastiken vor allem in der Behandlung der Füße und in der Beziehung der Figuren zueinander und zu dem sie umgebenden Raum des Schreins der in Rabenden erreichten Höhe erkennbar nachsteht. Diese Feststellung gewinnt noch an Gewicht, wenn man berücksichtigt, dass der Altar in Rabenden zwischen 1510 und 1515, der in Mörlbach aber zwischen 1515 und 1520 entstanden sein soll.

Der andere Altar aus der Werkstatt zierte früher die Schlosskapelle in Elkofen. (Abb. 7) Es handelt sich um einen spätgotischen Flügelaltar, der wohl der barocken Umgestaltung der Schlosskapelle weichen musste. Von dem Altar sind nur Predella und Retabel



erhalten. Im Gegensatz zum Hochaltar von Rabenden unterscheidet sich der Umriss des geöffneten Altares, obwohl Standflügel vorhanden sind, wesentlich von dem des geschlossenen. In geschlossener Form zeigt er keine Figuren, sondern nur Malerei, die aber aus verschiedenen Händen stammt, so dass man annehmen darf, dass in der Werkstatt wechselnde Maler beschäftigt wurden. Teile der Malerei weisen unmittelbare Bezüge zu Malereien am

Abb. 7: Auch der frühere Altar der Schlosskapelle in Elkofen entstand in der Werkstatt des Meisters von Rabenden.



Hochaltar von Rabenden auf. An der Predella befinden sich zwei Wappen, die wohl die Stifter Hildebrand von Kitscher und seine Frau Barbara von Stadion ausweisen. Kitscher, der aus Sachsen stammte, erwarb Elkofen 1516 und war herzoglicher Pfleger in Rosenheim, wodurch der Unterealkofener Altar als Hinweis auf eine dortige Werkstatt gesehen wird. Herzogliche Pfleger konnten aber wohl auch zum Beispiel in München arbeiten lassen. Sächsische Abstammung berührt die Kunstgeschichte des Landkreises übrigens nicht nur hier. Die St. Donat-Verehrung in Egmatung geht vielmehr wohl auch auf die aus Meissen stammenden Edlen Schrenk-Notzing zurück.

Der Altar ist für die Biografie des Meisters von Rabenden darüber hinaus deshalb von besonderer Bedeutung, weil er auch zwei Jahreszahlen, und zwar auf dem Sockel der Mutter Gottes das Jahr 1517 und an der Predella das Jahr 1520, aufweist. Für die Arbeiten des Meisters von Rabenden hat uns vor allem der Umriss und der plastische Inhalt des Altares zu beschäftigen. Der Umriss ist unvollkommen, weil das Gesprenge nicht erhalten ist. Da der frühere Standort in Elkofen umgebaut ist, hat es auch keinen Sinn, Spekulationen über die mögliche Größe und Gestalt

des Gesprenges aus den Gegebenheiten des Standortes heraus anzustellen. Der verhältnismäßig nüchterne Schrein enthält drei Figuren, Erasmus und Georg und in der Mitte Maria mit dem Kind. In den „Kunstdenkmälen“ von 1902 ist dieser Altar für die Sakristei der Schlosskapelle angegeben, wohin er wohl im Zuge der Barockisierung gelangt war.<sup>32</sup> Die Einordnung der Arbeit mit dem Hinweis „wohl eine Arbeit der Münchner Schule“ ist im Zusammenhang mit der Erörterung Münchens als Standort der Werkstatt interessant. Die Fassung der Figuren ist ursprünglich, wenn auch die Vergoldung später und einige Details ergänzt sind.

### **Einzelplastiken aus der Werkstatt des Meisters**

Von den übrigen erhaltenen Werkstattarbeiten befanden sich zwei etwa einen Meter hohe Standfiguren, eine des Heiligen Jakobus des Älteren und die einer weiblichen Heiligen (Magdalena?) bis 1963 in Haslach. Heute sind sie wie die Figuren aus Purfing im Diözesanmuseum in Freising verwahrt, aber leider nicht ausgestellt.<sup>33</sup> Jakobus ist ohne Kopfbedeckung und, abgesehen von der Muschel auf der Brust, ohne Attribute dargestellt. Die linke Hand fehlt. Die Gestaltung des Verhältnisses der Füße zum auslaufenden Gewand ist dafür aber sehr typisch für die Formgebung des Meisters. Auch die weibliche Heilige ist ohne Attribute. Wie die Jakobusdarstellung stammt sie aus der Zeit zwischen 1515 und 1520. Beide Figuren könnten zusammen mit der Mutter Gottes mit Kind,

die sich noch in Haslach befindet, dem Schrein eines spätgotischen Altars entnommen sein. Die Größenverhältnisse (Mutter Gottes 111 cm hoch) würden passen.

Neben diesen beiden Heiligendarstellungen sind noch zwei weitere aus Haslach in das Diözesanmuseum gelangt, ein weiterer heiliger Jakobus und ein heiliger Pilger, beide ohne Fassungen, ohne Hände und auch sonst beschädigt. Diese Figuren sind nur 80 und 88 Zentimeter hoch, passen also nicht nur vom Thema her nicht zu den anderen. In den Unterlagen des Diözesanmuseums sind sie als um 1500 entstanden geführt.<sup>34</sup> Über ihren Meister ist nichts bekannt. Auch ein Vergleich zum sonst bekannten Werk aus dem Umkreis des Meisters von Rabenden führt nicht zu tragfähigen Parallelen. Vielleicht sollte man diese Arbeiten aber im Hinblick auf die Erbauungszeit der Kirche in Haslach um 1500 doch für die Frage der Herkunft des Meisters von Rabenden im Auge behalten. Sollten innerhalb weniger Jahre (1500-1520) zwei verschiedene Ausstattungen für die Kirche hergestellt worden sein, könnten immerhin Beziehungen in Bezug auf die Werkstatt oder -stätten erwogen werden. Dazu kommt, dass Bauherr in Haslach das Kloster Ebersberg war, in dessen Münchner Stadthaus die an anderer Stelle im Landkreis tätige Familie Randeck (Egglburg, Hohenlinden, Langhaus Ebersberg) wohnte. Eine Münchner Werkstatt, in der sich der Wandel, der sich in den beiden Figurenpaaren spiegelt, vollzogen haben könnte, ist immerhin auch eine der zur Identifizierung des Meisters von Ra-



benden erörterten Möglichkeiten.

Außerhalb des Landkreises, aber noch am ursprünglichen Standort befinden sich die Darstellungen des Heiligen Wolfgang und der Heiligen Barbara in Ostermünchen. Freilich sind sie heute auf einem barocken (dem südlichen) Seitenaltar untergebracht und der Stab des Heiligen Wolfgang und der Kelch der Heiligen Barbara sind barocke Ergänzungen. Der Turm der Heiligen Barbara ist überhaupt erst in jüngster Zeit hinzugefügt. Es handelt sich aber um Werkstattarbeiten des Meisters, die zwischen 1520 und 1525, also relativ spät, entstanden sind. Die Mutter Gottes auf dem Untererkofener Altar, zu der im Gewand der Barbara eine gewisse Beziehung besteht, war damals aber schon geschnitzt.

Ebenfalls außerhalb des Landkreises und zeitweise im Pfarrhof verwahrt, befindet sich die 84 Zentimeter hohe Darstellung des Heiligen Nikolaus aus Thal in der Pfarrei Schönau. Die Figur ist neugotisch gefasst, aber um 1510 bis 1515, also vor den Ostermüchener Figuren, entstanden. Als Hinweis für die Werkstatt darf vor allem die Gestaltung der Falten auf die Leibesmitte hin gesehen werden.

Entgegengesetzt jenseits der Landkreisgrenze ist in Haar in der Nikolauskirche eine Werkstattarbeit erhalten. Es handelt sich um die zwischen 1520 und 1525, also relativ spät entstandene Darstellung eines sitzenden Heiligen Nikolaus.

Die Figur zierte früher wohl einmal den Schrein eines spätgotischen Hochaltars der Haarer Nikolauskirche, die ja ein bedeutend älteres Bauwerk ist. Die Plastik hat einige Restaurierungen hinter sich, weist aber deutliche Hinweise auf das für den Meister Typische auf: die glatten Faltenlinien zum Figurenrand hin, die Gestaltung der Knie, der Faltenzug im Schoss und die Gewandgestaltung am Oberkörper.

Der Weg zu den Werkstattarbeiten führt uns auch zurück nach Oberpfammern zu den beiden Mariendarstellungen, der Maria mit dem Kind im Hochaltar und dem Vesperbild auf dem linken Seitenaltar. (Abb. 8) Beide Darstellungen sind heute in barocken Altä-

Abb. 8: Das Vesperbild der der Oberpfammerner Kirche.





ren untergebracht und auch barock gefasst. Auch die Kronen der beiden Darstellungen und das Szepter der einen sind barocke Ergänzungen. Maria mit dem Kind war früher wohl der Mittelpunkt des Schreins eines spätgotischen Altars der Vorläuferkirche der heutigen Oberpfammerner Kirche. Das Vesperbild war noch 1884 selbst im Hochaltar und muss, wenn man die Quellen glauben darf, seither wiederholt zwischen Hochaltar und Seitenaltar gewechselt haben, ehe es bis heute wieder der Mittelpunkt des nördlichen Seitenaltars wurde.<sup>35</sup> Die Entstehungszeit der beiden Figuren ist mit 1515 bis 1520 an-

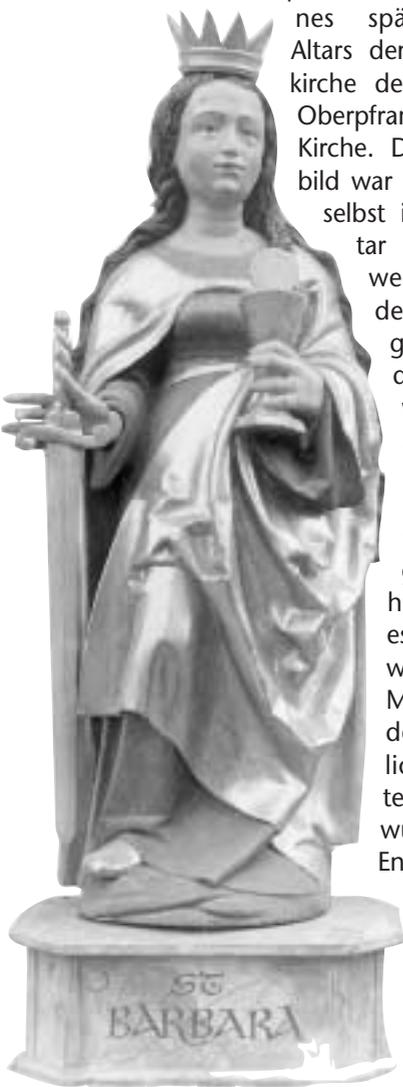


Abb. 9: Die Barbara-Figur der Kirche in Berganger erfuhr mehrmals Veränderungen.

zugeben. Beim Vesperbild handelt es sich um ein Relief, das einzige (Holzen?) aus dem Umkreis des Meisters, das im Landkreis erhalten ist. Das Werkstatt-typische ist bei der Sitzfigur vor allem in der Gestaltung der Kniepartie, beim Relief in Händen und Füßen der Christusdarstellung, aber auch in den beiden Gesichtsdarstellungen zu sehen. Anzumerken ist hier noch, dass neben dem großen Kreuz auch dieses Vesperbild der Leinbergerschule zugeschrieben wird (vgl. dazu oben bei den Oberpfammerner Schularbeiten).

Mit drei zeitlich nicht völlig gleich einzuordnenden Plastiken verfügt die Kreuzauffindungskirche in Pliening über wertvolle Werkstattarbeiten, von denen die jüngere, eine Darstellung der Mutter Gottes unter dem Kreuz, aus den Jahren 1520 bis 1525 stammt und barock gefasst ist. Die beiden Johannes-Figuren sind weitgehend alt gefasst. Diese Plastiken haben in der Kirche zwischen der Nordwand und Südwand des Schiffes gewechselt. Ihre gleiche Höhe (100 cm) und nahezu gleiche Breite und Tiefe (27/28 bzw. 16/17 cm) sprechen dafür, dass sie früher einmal gemeinsam der Ausstattung eines Altares dienten. Während die Mutter-Gottes-Figur Parallelen zur Gestaltung des gleichen Themas auf dem Hochaltar in Rabenden und in der Kirche in Haslach aufweist, haben die beiden Johannes-Figuren ihren Bezug zum Meister in der Gestaltung der Haare, der Faltenkonzentration auf die Körpermitte hin und in der Haltung der Hände und Füße. Alle drei Plieninger Figuren sind übrigens auch in den „Kunst- denkmalen“ von 1902 als um 1520 da-

ren sind übrigens auch in den „Kunst- denkmalen“ von 1902 als um 1520 datiert und als gute beziehungsweise treffliche Arbeiten bezeichnet. Für die Maria unter dem Kreuz ist vermerkt, dass sie leider roh restauriert wurde.<sup>36</sup>

Mit der Barba-Figur der Kirche in Berganger nähern wir uns wieder dem Raum der früheren Pfarrei Schönau. (Abb. 9) Auch hier handelt es sich um eine zwischen 1515 und 1520 entstandene Werkstattarbeit in heute barocker, aber mehrmals übergangener Fassung. Von den Attributen stammt das Schwert aus der Barockzeit, die Krone ist noch jünger. Da auch die übrigen Figuren der Ausstattung dieser Kirche aus verschiedenen Gotteshäusern der Umgebung stammen, kann es sich auch bei dieser Barbara um den Bestandteil des spätgotischen Altares einer anderen Kirche handeln. In den „Kunst- denkmalen“ von 1902 ist die Figur der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zugeordnet.<sup>37</sup> Ihre Herkunft aus der Werkstatt des Meisters von Rabenden ist aus der Anordnung des Faltenwurfes, der Behandlung des Haares und aus der verhältnismäßig geradlinigen Ausformung des rechten und linken Figurenrandes zu folgern.

Das einzige eigenhändige Werk des Meisters von Rabenden im Landkreis birgt die Kirche von Haslach. Neben dieser eigenhändigen Arbeit verfügt diese Kirche über drei Werkstattarbeiten, von denen zwei mit dem Kreuz als Kreuzigungsgruppe eine Einheit bilden, während die dritte, eine Maria mit dem Kind, wohl aus dem Schrein eines spätgotischen Altares stammt, zu dem sie unter Umständen zusammen mit der

heute im Diözesanmuseum stehenden Figur des Jakobus des Älteren gehörte. Krone, Zepeter und linke Hand dieser Figur sind nicht original. Dafür erweist sie sich durch die Gestaltung des Knies, durch die geradlinigen Figurenränder sowie die Konzentration der Faltung zur Leibesmitte hin und die Haarsträhnen als dem Meister von Rabenden sehr nahe stehend. Zeitlich ist diese Arbeit wie die beiden zum Kreuz gehörenden Darstellungen der Mutter Gottes und des Johannes zwischen 1515 und 1520 einzuordnen. Die Fassung ist aber neu. Die Figur wurde allein in diesem Jahrhundert schon wenigstens zweimal restauriert.<sup>38</sup>

Die beiden zum Kreuz gehörenden Darstellungen wurden ebenfalls schon wenigstens zweimal in diesem Jahrhundert restauriert. Die Originalfassungen sind abgelautet, die Fassungen der Gesichter und Hände neu. Auch die Hand des Johannes ist unter Umständen später ergänzt. Die Zugehörigkeit zu den Werkstattarbeiten ist nicht nur durch die thematische Nähe zu einem eigenhändigen Werk des Meisters, sondern auch durch typische Merkmale der Figuren selbst belegt. Die Mutter Gottes unter dem Kreuz kann ihre Verwandtschaft zu den Mariendarstellungen in Rabenden, Pliening oder Thal nicht verleugnen. Auch hier sind es die Raffung des Faltenwurfes zur Leibesmitte hin und die Darstellung des Knies des Spielbeins, die für die Werkstatt des Meisters von Rabenden sprechen. Die Darstellung des Johannes erweist sich vor allem durch die Gestaltung der Hände und Füße im Verhältnis zum Gewand, daneben aber auch durch die

Formung der Locken und den Faltenwurf neben dem Knie des Spielbeins (vgl. Johann Evangelist, Pliening) als Arbeit aus der Werkstatt des Meisters von Rabenden. Die Johannes-Darstellungen in Haslach und Pliening weisen sogar Ähnlichkeiten der Gesichtszüge auf. Auch die Behandlung des Gürtels und der darunter hervortretenden Gewandfalten sowie der beiden Gewandverschlüsse am Oberkörper zeigen Parallelen zu eigenhändigen Arbeiten des Meisters.

### Haslach, das eigenhändige Werk und der Meister

Das einzige eigenhändige Werk im Landkreis ist die Darstellung des Gekreuzigten selbst. (Abb. 10) Der Kopf ist zwar überarbeitet und die frühere Fassung so beseitigt, dass sie nur noch an Kreideresten erkennbar ist. Die Gestaltung der Hände und Füße und das reich bewegte Schamtuch gehen aber über das hinaus, was Arbeiten aus Werkstatt und Schule des Meisters bieten können. Das Gesicht des Gekreuzigten steht in seiner Ausdrucksstärke den Apostelgesichtern aus dem Hochaltar von Rabenden nicht nach. Dies lässt sich trotz der Veränderungen an den Haaren feststellen. Die kantig gedrungene, eher steife Darstellung des Körpers liegt ganz im Rahmen der Gestaltungsmittel des Meisters. Auch dieses eigenhändige Werk ist der Zeit zwischen 1515 und 1520 zuzurechnen und wurde auch von den „Kunstdenkmälern“ von 1902, also noch vor der Entdeckung des Meisters von Rabenden, als überarbeitet, aber aus der Zeit

um 1520 eingestuft.<sup>39</sup>

Die Bedeutung des Meisters von Rabenden, seiner Werkstatt und seiner Schule für den figürlichen Schmuck der Kirchen unseres Landkreises ist mit dieser Darstellung skizziert, aber sicher nicht abschließend erfasst und bewertet. Es kann gut sein, dass weitere Arbeiten in den Kirchen des Landkreises und seiner nächsten Umgebung hier mit anzuführen wären. Zu weiteren Untersuchungen, vor allem zur Biografie und Lage der Werkstatt fordert das,



Abb. 10: Das Kruzifix der Haslacher Kirche – das einzige eigenhändige Werk des Meisters von Rabenden im Landkreis Ebersberg.



was wir heute wissen, geradezu heraus. Es erscheint nicht chancenlos, von den Erkenntnissen aus unserem Landkreis – vielleicht unter Einbeziehung von Kirchenbaugeschichten und Grundherrschaften – zu weiteren und besseren Erkenntnissen zu kommen.

Den Meister des Hochaltars von Rabenden zu identifizieren ist jedenfalls bisher nicht gelungen.<sup>40</sup> Es hat verschiedene Orte und auch Künstler gegeben, die dafür in Betracht gezogen wurden: So der sogenannte Monogrammist AT, dessen Monogramm von einem Relief im Ferdinandeum in Innsbruck her bekannt ist. Außerdem 1.) Sigmund Haffner, in München 1514 als vom Herzog empfohlen in einer Urkunde erwähnt, also archivalisch nachgewiesen, 2.) Hans Kuenz, Rosenheim, nach dem entkleideten Gnadenbild in Tunttenhausen, 3.) Hans Braun, als Lehrling von Riemenschneider archivalisch nachgewiesen und – wegen der Nähe des Meisters zu Riemenschneider – als Meister des Rabendener Hochaltars in Erwägung gezogen.<sup>41</sup>

Hinter dem Monogramm AT könnte sich auch Andreas Taubenbeck, der Schöpfer des Landshuter Chorgestühls von St. Martin<sup>42</sup> verbergen. Daneben wurden auch ein „Meister von Mühlendorf“ sowie sogar – der uns vom Ebersberger Hochgrab her als Steinbildhauer bekannte – Wolfgang Leb aus Wasserburg als Urheber des Rabendener Altars selbst erörtert.<sup>43</sup> Für eine der Arbeiten im Landkreis (Haslach) ist neben dem Meister des Hochaltars von Rabenden auch von einem Meister von Wolfratshausen die Rede.<sup>44</sup> Diese Vielzahl von Möglichkeiten der Identifizie-

rung wird noch bereichert durch die Aussage der „Kunstdenkmale“ von 1902, es handle sich wohl um ein Werk der Münchner Schule.<sup>45</sup> Das lässt natürlich an die dort von Erasmus Grasser her bestehende Tradition denken und über das Relief des Hochaltars in Holzen erscheint zumindest eine ausbildungsmäßige Brücke zwischen beiden Werkstätten auch nicht völlig ausgeschlossen. Immerhin wurde ja ein und dieselbe Schreifigur der katholischen Pfarrkirche St. Sixtus in Schliersee – wenn auch nicht haltbar – sowohl Erasmus Grasser wie dem Meister des Rabendener Hochaltars zugeschrieben.<sup>46</sup>

Auf diese verwirrende Vielfalt von Meisternamen, die ja auf ihre mögliche Denkbarkeit hin für die im Zusammenhang mit dem Landkreis erhaltenen Arbeiten je einzeln untersucht werden müssten, kann hier natürlich nicht im Einzelnen eingegangen werden. Eine der erwähnten Spekulationen, die bei der Besprechung Rabendens immerhin schon bis in das „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ von Georg Dehio und Ernst Gall vorgedrungen ist,<sup>47</sup> trifft unseren Landkreis aber sicher besonders. Dabei geht es um den Wasserburger Meister des Hochgrabes in der Ebersberger Kirche, Wolfgang Leb.

Da gibt es zunächst einmal einen generellen Vorbehalt mit der Frage, ob Arbeiten der Malerei, der Holz- und der Steinbildhauerei auf diesem Niveau wirklich aus einer Werkstatt stammen können. Vielleicht muss man sich unter dem Meister Leb in Wasserburg aber auch so etwas wie einen Generalunternehmer für künstlerisches Kircheninventar vorstellen. Eine solche Kon-



struktation könnte einige der mit dem Meister von Rabenden verbundenen Probleme lösen; denn in einer solchen Werkstatt könnten nach und nach ja alle möglichen Meister noch als Lehrbuben oder Gesellen gearbeitet haben. Auch die Zuordnung der Werkstattarbeiten hätte dann ein ganz anderes Umfeld.

Für den Elkofen Altar wäre eine solche Konstruktion mit einer gewissen Spanne für die zeitliche Nähe noch anzunehmen; denn das Hochgrab wurde wohl im Zusammenhang mit dem Umbau der Kirche in den Jahren 1481 bis 1484 von Abt Sebastian Häfele in Auftrag gegeben, aber erst nach 1500, schon unter Abt Leonhard I., vollendet.<sup>48</sup> Die Angaben reichen von 1501 bis 1509.<sup>49</sup> Dieses Werk hat den weitesten Vorteil, dass es auf der Deckplatte unten links mit den Worten „W. Leb maister des vercks“ sozusagen signiert ist,<sup>50</sup> was bei den Werken, die dem Meister des Rabendener Hochaltars zugeschrieben werden, natürlich gerade jeweils nicht der Fall sein kann. Es gibt allerdings noch eine weitere denkbare Verbindung, der im Einzelnen nachzugehen, hier sicher auch zu weit führen würde, die aber fast flächendeckend unseren Landkreis umfasst. Sie ist an die Aktivitäten des Klosters Ebersberg in der Zeit des Abtes Häfele geknüpft. In Jürgen Rohmeders Arbeit über den Meister des Hochaltars in Rabenden sind 1971 schon mehr als zehn Standorte im Landkreis und unmittelbar an seinen Grenzen erwähnt.<sup>51</sup> An einigen davon war um 1500 ein Kirchenum- oder -neubau im Gange und das Kloster Ebersberg als Grundherr<sup>52</sup> auf die

Ausstattung der Kirche sicher nicht ohne Einfluss. Was in und für Ebersberg geschah, galt wohl überhaupt für vieles, was hierzulande der Brauch und angemessen war, als Maßstab. Trotz alledem und auch trotz der hier für den Standort „Landkreis Ebersberg“ zusätzlich beschriebenen Spuren des Meisters, seine Identität ist immer noch ein Geheimnis. Wer es aber aufspüren will, kann am Landkreis Ebersberg nicht vorbeigehen.

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Siehe Unger, Adelheid: Joseph Götsch, Weißenhorn 1972; Steiner, Peter: Johann Baptist Straub, München – Zürich 1974; Schmidt, Otto / Mürbe, Wolf-Christian von der: Christian Jorhann d. Ä., Riemerling 1986 u. Schindler, Herbert: Bayerische Bildhauer, München 1985.
- <sup>2</sup> Siehe Rohmeder, Jürgen: Der Meister des Hochaltars in Rabenden, München – Zürich 1971. Diese Arbeit diene, soweit nicht anders angegeben, als Quelle für Entstehungszeiten und Figurenmaße. Da die einzelnen Figuren anhand des Verzeichnisses in diesem Werk leicht aufzufinden sind, wurde auf die Angabe der einzelnen Fundstellen dafür verzichtet.
- <sup>3</sup> Siehe ebd., S. 117-119 u. z. B. Benker, Sigmund: Mittelalterliche Bildwerke der Münchner Frauenkirche im Freisinger Diözesanmuseum, in: Das Münster 30 (1977), S. 122-126.
- <sup>4</sup> Siehe v. a. Benker (wie Anm. 3), S. 125.
- <sup>5</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 129-130.
- <sup>6</sup> Siehe ebd., S. 205-207.
- <sup>7</sup> Siehe ebd., S. 99.
- <sup>8</sup> Siehe Kastner, Heinrich: Die Kunstdenkmäler des Kreises, F. 29, Das Vesperbild weinte blutige Tränen, in: Münchner Merkur / Ebersberger Zeitung, 17./18.07.1965.
- <sup>9</sup> Bezold, Gustav von / Riehl Berthold / Hager Georg: Die Kunstdenkmale des Regierungsbetriebs Oberbayern, S. T., Bezirksamt Ebersberg, Bezirksamt Miesbach, Stadt und Bezirksamt Rosenheim, (Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I/5), Nachdruck, München – Wien 1982 (1902), S. 1380. Im Text wird das Werk nachfolgend kurz „Kunstdenkmale“ genannt.
- <sup>10</sup> Siehe Buchheit, Hans / Lill, Georg: Hans Leinberger / Hans Stetheimer. Kritischer Katalog der Ausstellung 1932 in Landshut, München 1932, S. 59, Nr. 164.
- <sup>11</sup> Siehe Dehio, Georg / Gall, Ernst: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler / Bayern IV, München und Oberbayern, München 1990, S. 247.

- <sup>12</sup> Siehe Keller, Hiltgart L.: Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten. 3., revidierte Aufl., Stuttgart 1975, S. 47.
- <sup>13</sup> Siehe 1200 Jahre Moosach. 790-1990. Beiträge zur Geschichte der Gemeinde, hg. v. d. Gemeinde Moosach, Moosach 1990, S. 58.
- <sup>14</sup> Siehe ebd., S. 55.
- <sup>15</sup> Siehe Mayer, Anton / Westermayer, Georg: Statistische Beschreibung des Erzbistums München – Freising, III. Bd., Regensburg 1884, S. 269.
- <sup>16</sup> Bezold (wie Anm. 9), S. 1340.
- <sup>17</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 94 u. Thoma, Otto: Anzing, Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Maria, Högerkapelle, Purfing, (Peda-Kunstführer 33), Passau 1989, S. 37.
- <sup>18</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1384.
- <sup>19</sup> Siehe Mayr, Gottfried: Ebersberg – Gericht Schwaben (Historischer Atlas von Bayern / Teil Altbayern I/48). München 1989, S. 382.
- <sup>20</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1390.
- <sup>21</sup> Wenn hier von zeitweiser Verwahrung im Pfarrhof in Schöna die Rede ist, bedeutet das, dass diese früher getroffene Feststellung am 22.07.1999 nicht mehr zutrif. Die Plastiken aus Thal waren wieder dort, die aus Schöna in der dortigen Sakristei.
- <sup>22</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1671.
- <sup>23</sup> Siehe ebd., S. 1664.
- <sup>24</sup> Siehe Schliwen, Brigitte: Mittelalterliche Madonnen im Landkreis Ebersberg, in: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München e.V. 18 (1990), S. 66.
- <sup>25</sup> Dehio / Gall (wie Anm. 11), S. 643.
- <sup>26</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 74-75.
- <sup>27</sup> Siehe Zwicker-Boos, Andrea E.: Mörlbach, (Schnell & Steiner, Kleine Kunstführer 1636), München – Zürich 1987, S. 2-3.
- <sup>28</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 30-31 u. 74-75.
- <sup>29</sup> Siehe ebd., S. 74-75 u. 128-129.
- <sup>30</sup> Siehe Dehio / Gall (wie Anm. 11), S. 643.
- <sup>31</sup> Siehe Gantner, Benno Constantin: Die Altäre der St. Stephanuskirche in Mörlbach, in: Ars Bavarica 49/50 (1988), S. 5-18, S. 10. Dehio und Gall sprechen von barocker Umgestaltung. Siehe Dehio / Gall (wie Anm. 11), S. 643.
- <sup>32</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1401.
- <sup>33</sup> Nach dem Verfasser 1985 übermittelten Unterlagen vom Diözesanmuseum Freising unter den Nrn. D 7433 u. 7434 geführt.
- <sup>34</sup> Nach dem Verfasser 1985 übermittelten Unterlagen vom Diözesanmuseum Freising unter den Nrn. D 7364 u. 7365 geführt.
- <sup>35</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 81 u. Scheller, Guido: Oberpfarrmarn. Pfarrkirche Sankt Andreas, (Schnell & Steiner, Kleine Kunstführer 2337), Regensburg 1998, S. 6.

- <sup>36</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1382.
- <sup>37</sup> Siehe ebd., S. 1339.
- <sup>38</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 68.
- <sup>39</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1369.
- <sup>40</sup> Siehe Goldner, Johannes: Der Meister von Rabenden, In: Das Bayerland 87 (1985), S. 58-61.
- <sup>41</sup> Siehe Rohmeder (wie Anm. 2), S. 117-119.
- <sup>42</sup> Siehe Stahleder, Erich: Sankt Martin in Landshut, (Schnell & Steiner, Kleine Kunstführer 212), 10. Aufl., München – Zürich 1983, S. 13.
- <sup>43</sup> Siehe Liedke, Volker: Der Maler Wilhelm Pätzsold und der Bildschnitzer Matthäus Krinis, zwei bedeutende Mühldorfer Meister vom Anfang des 16. Jahrhunderts, in: Ars Bavarica 59/60 (1989) S. 16-17 u. Dehio / Gall (wie Anm. 11), S. 996.
- <sup>44</sup> Siehe Liedke, Volker: Der hl. Rathard und die hl. Mechthild, zwei Figuren des früheren spätgotischen Hochaltars der ehemaligen Augustinerchorherrn-Klosterkirche Dießen, in: Dietrich, Dagmar (Hg.): Beiträge zur Heimatforschung. Wilhelm Neu zum 70. Geburtstag, (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 54), München 1991, S. 116-121.
- <sup>45</sup> Siehe Bezold (wie Anm. 9), S. 1401.
- <sup>46</sup> Siehe Dehio / Gall (wie Anm. 11), S. 1078.
- <sup>47</sup> Siehe ebd., S. 996.
- <sup>48</sup> Siehe Krammer, Markus: Katholische Pfarrkirche St. Sebastian in Ebersberg, (Schnell & Steiner, Kleine Kunstführer 113) 5., völlig neu bearb. Aufl., München – Zürich 1986, S. 12.
- <sup>49</sup> Siehe Malisch, Kurt: Leb, Wolfgang, in: Bosl, Karl (Hg.): Bosls bayerische Biographie. 8000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten, Regensburg 1983, S. 468 u. Guggetzer, Martin / Schnell, Hugo: Die Ebersberger Pfarrkirche St. Sebastian, (Dreifaltigkeitsverlag München, Kirchenführer 113/14), München 1935, S. 12.
- <sup>50</sup> Siehe Krammer (wie Anm. 48), S. 12.
- <sup>51</sup> Siehe das Standortregister zum Werkkatalog bei Rohmeder (wie Anm. 2), S. 205-207.
- <sup>52</sup> Siehe Puchner, Karl: Landkreis Ebersberg, (Historisches Ortsnamenbuch von Bayern / Oberbayern 1), München 1951. Das Kloster Ebersberg als Grundherr z. B. bei den Ortsnamen Berghofen, Haslach u. Oberpfarrmarn.

#### Bildnachweis

Helmut Wohner, Ebersberg: Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10.

# Ein Sautreiber verklagt den Herzog von Bayern

Stefan Breit

Am Freitag, dem 10. August 1607, traf ein Bote des Reichskammergerichts in der bayerischen Hauptstadt ein.<sup>1</sup> Er begab sich unverzüglich in den Alten Hof und meldete dem zuständigen Beamten, er habe Herzog Maximilian eine Ladung des Reichskammergerichts zuzustellen. Da man ihn nicht zum Herzog vorließ, verkündete der Bote die Ladung dem herzoglichen Sekretär Ägidius Albertinus und übergab ihm

eine gleichlautende Kopie. Dann eilte er zum Jesuitenkolleg an der Neuhauser Straße (Abb. 1) und überreichte dem Rektor Dr. Matthäus Mayrhofer ebenfalls eine Kopie der Ladung. In diesem Dokument teilte Kaiser Rudolf II. dem Herzog und dem Rektor mit, ein gewisser Wolf Hannes habe im Namen von zwölf Gemeinden, nämlich Steinhöring, Abersdorf, Mühlhausen, Dietmering, Buchschechen, Kreith,



Abb. 1: Das Jesuitenkolleg mit Michaelskirche nach einem Kupferstich von Matthäus Merian dem Älteren (1644).



Birkach, Hohenlinden, Stockach, Hintsberg, Rudersdorf und Bärmühle, folgende Beschwerden gegen sie vorzubringen:

Seit vielen Generationen hätten die Gemeinden in der sogenannten „Ebersberger Gemain“, einem direkt an den Ebersberger Forst angrenzenden Gehölz, „nicht allein die Weidt und Viehtrieb mit allem irem grossen und kleinen Viehe, alß Pferdten, Rindern, Schaffen und Schweinen [...] bey Tag und Nacht ired Gefallens zu suchen und halten, sondern auch mit allerlei Holtz, es seie zum Bauen oder Brennen, item zu pfälen, marken oder zeinen nach Notturft und zu Genügen sich darauß zu versehen.“<sup>2</sup> 1604 habe der Herzog auf Drängen der Jesuiten eine neue Holzordnung erlassen. Sie habe das Holz für jeden Hofinhaber auf eine bestimmte Menge, gestaffelt nach der Hofgröße, „ufs spitzigiste außgemeßen“<sup>3</sup>, begrenzt und den Gemeinden dafür noch jährliche Abgaben in Geld und Getreide auferlegt. Dies sei „wider alt Herkommen“<sup>4</sup>, beeinträchtige die Gemeinden in ihrer Gerechtigkeit des „freien Beholtzens und Weidtgangs“<sup>5</sup>, ja stürze sie „ins verderbliche Elendt“<sup>6</sup>.

Begonnen hatte die Geschichte sieben Jahre zuvor, am 22. Februar 1600. An diesem Tag wandte sich die herzogliche Hofkammer, die oberste Finanzbehörde des Landes, an den bayerischen Landschaftskanzler Dr. Hans Georg Herwarth. Er verwaltete als Pfleger das Pfliegericht Schwaben, das heute ungefähr dem Landkreis Ebersberg entspricht. Die Hofkammer teilte Herwarth mit, dem Herzog sei von glaubwürdiger Seite berichtet worden,

in der sogenannten Ebersberger Gemain werde „durch die Gerichtsunderthonen seiner Verwahrung gar übel und verschwendtlch umbgangen und gehaust“<sup>7</sup>, auch durch die Holzknechte „durch die Finger zugesehen“<sup>8</sup> und jedem Untertanen „gleich, was ine gelust, zu nemmen, und hinwegkh zu fñhren gestattet.“<sup>9</sup>

Bei der „glaubwürdigen Seite“ handelte es sich wahrscheinlich um die Jesuiten. Sie hatten gegenüber dem Herzog beklagt, dass sich jeder aus den Gehölzen des Klosters Ebersberg bediene.<sup>10</sup> Die Jesuiten hatten das heruntergekommene Kloster 1596 erhalten, nachdem die letzten wenigen Benediktinermonche nach Mallerdsdorf übersiedelt waren. Damit gewann die Gesellschaft Jesu über alle Bewohner der gleichnamigen Hofmark die niedere Gerichtsbarkeit.

Die Umstände der Besitznahme stießen bei anderen Orden auf heftige Kritik und trugen nicht gerade zur Beliebtheit des neuen Ordens bei. Die Gesellschaft Jesu habe den Benediktinern das Kloster gewalttätig entrissen, so beschwerte sich noch 150 Jahre später eine Benediktinerin in einem Brief gegenüber einem Jesuiten.<sup>11</sup> Auch im Volk hinterließ die rüde Entfernung der Benediktiner tiefe Spuren. Es entstand die Sage vom „Geisterchor von Ebersberg“. Matthäus Merian erzählt in seiner 1644 herausgegebenen „Topographia Bavariae“, „daß nemlich zu gewissen Jahreszeiten [...] by eiteler Nacht, die Seelen der längst verstorbenen [Benediktiner-] Mönche, gleichsam als wann sie vom Schlaf erweckt wären, aus ihren Cellen oder Schlafkammerlein mit vernehm-

lichem Geräusch herfür, und in deß Tempels Chor gehen, und daselbst das Lob Gottes auf Mönchische Weise singen thäten.“<sup>12</sup>

Der junge Herzog stand stark unter jesuitischem Einfluss. Seine Beichtväter waren Jesuiten. Er hatte dreieinhalb Jahre bei ihnen in Ingolstadt studiert. Der Unterricht durch die Jesuiten hatte ihn tief geprägt.<sup>13</sup> Wir können uns vorstellen: Die Untertanen hatten es bei einem solchen Herrscher nicht leicht, in einer Auseinandersetzung mit seinem Lieblingsorden Gehör zu finden.

Kaum hatten die Jesuiten das Kloster Ebersberg gewonnen, suchten sie zielstrebig, ihre Hofmark auszubauen. Schon 1599 verwickelten sie sich in einen Streit mit dem Pfliegergericht Schwaben um das Dorfgericht Hohenlinden, das sie schließlich 1676 ihrer Hofmark eingliedern konnten.<sup>14</sup> Ihr nächstes Ziel war nun, sich die Holzbestände der nahegelegenen „Ebersberger Gemain“ zu

sichern. Da die Jesuiten in den kommenden Jahren einige Umbauten<sup>15</sup> an der Klosterkirche vornehmen wollten, benötigten sie ausreichend Holz. Das Waldstück lag ja „direkt vor der Haustür“ des Klosters, während der eigentliche Klosterforst, der Unterebersberger Forst, drei Kilometer entfernt war. Die Heranziehung der Gemain als Holzlieferant hätte also die Transportkosten erheblich gesenkt. Vielleicht beabsichtigten die Jesuiten auch, mit dem Holzhandel zu treiben und so die Einnahmen aus dem Kloster aufzubessern. Der Wildbestand des Waldes ergänzte die Fleischversorgung des Klosters. Außerdem konnte man die Jagd einträglich verpachten. (Abb. 2)

Die Jesuiten taktierten geschickt. Sie wiesen den jagdlustigen Herzog darauf hin, dass ihm durch die Verwüstung des Waldes nicht nur ein finanzieller Nachteil durch die Abnahme der einträglichen Schweinemast entstände, sondern auch



Abb. 2: Das Kloster Ebersberg, wie es sich im 17. Jahrhundert unter den Jesuiten präsentierte.

das Wild vertrieben würde. Daher sollten die Holzfreveler streng bestraft und eine Holzordnung erlassen werden.<sup>16</sup>

Dem Wunsch seines Lieblingsordens kam der Herzog eilends nach. Er beauftragte den Pfliegerverwalter von Schwaben, Leonhard Niedermayer, der in Vertretung des Pflegers die eigentlichen Geschäfte im Gericht führte, alle Untertanen, die, entgegen einer alten Holzordnung, pro Jahr mehr als zwei Buchen umgehackt hatten, namentlich festzustellen.<sup>17</sup> Der Pfliegerverwalter ordnete daraufhin eine sofortige Visitation der Höfe im Amt Purfing an. Der herzogliche Förster von Anzing ritt mit dem Amtmann und einem Schreiber von Haus zu Haus, besah sich die bei den Häusern liegenden Holzhaufen, ließ genauestens die Stämme abzählen und in einem Verzeichnis festhalten. Jeder Untertan, der zuviel Holz geschlagen hatte, wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Dies betraf immerhin jeden zweiten Hofbesitzer.<sup>18</sup>

Die Gemeinden nahmen diesen Eingriff in ihre bisher uneingeschränkten Holzrechte nicht hin. Die betroffenen Dörfer richteten eine Supplik an den Hof. Der Pfliegerverwalter versuchte zu vermitteln. Er bat den Hof um den Erlass einer Holzordnung, damit schriftlich festgehalten werde, welchen Gemeinden in welcher Menge Holz zustünde.<sup>19</sup> In München folgte man dem Vorschlag Niedermayers. Zwei hohe Beamte, der Oberstjägermeister Lorenz Wensin und der Münchner Hofkastner Caspar Lerchenfelder, legten 1602 den Entwurf einer Holzordnung vor.<sup>20</sup> Dieser Entwurf war den Jesuiten jedoch viel zu lahm. Trete er in Kraft, so wäre



der Wald in sechs bis sieben Jahren völlig ruiniert und gleiche dann einer Heide. Außerdem gehöre das Gehölz weder den Gemeinden noch dem Herzog, sondern dem Kloster Ebersberg und damit ihnen.<sup>21</sup>

Die herzogliche Regierung bemühte sich daraufhin, die Holz- und Weiderechte der Untertanen sowie den Eigentumsanspruch der Jesuiten zu klären. Dies sollte durch ein Zeugenverhör geschehen, mit dessen Durchführung Niedermayer beauftragt wurde. Um die weitere Verwüstung des Waldes zu verhindern oder eher: um das Holz für eigene Zwecke zu sichern, drängten die Jesuiten darauf, die Zahl der Berechtigten auf die umliegenden Gemeinden einzuschränken. Ihre eigenen Hofmarksuntertanen sollten dabei bevorzugt werden. Als Pfliegerverwalter des Gerichts Schwaben wollte Niedermayer hingegen die Rechte der herzoglichen Untertanen im Amt Purfing gewahrt wissen. Nach seinen Vorstellungen sollte die neue Ordnung dem Gewohnheitsrecht folgen. Er wollte nur diejenigen Untertanen ausschließen, die den Wald erst seit wenigen Jahren nutzten, und damit eine möglichst gerechte Lösung finden. Die Untertanen, die als Zeugen auftraten, machten ihm jedoch einen Strich durch die Rechnung.

Als Niedermayer nämlich die Frage stellte, wer denn die Beholdungs-gerechtigkeit an der „Gemain“ beanspruchen könne, bekam er seltsame Antworten: Wolf Hällmair von Finsing sagte: „Alle Welt, wer daran will, und es erreichen können.“<sup>22</sup> Andere antworteten ähnlich: Die Gemain „sei aller Welt frey

gewesen,“ „alle Welt sei daran gewidmet,“ „es hats alle Welt genossen, wer gern daran geschütt hab“.<sup>23</sup> Hans Schneider von Steinhöring drückte es plastischer aus: „Wann einer gar von Osterreich her were khommen, hett davon Holz hackhen, schütten und anders thuen dörfen, was er gewellt hette.“<sup>24</sup> Laut der Jesuiten behaupteten die Gemeinden sogar: „wann so gar yemandts aus Ungerlandt herauf kheme, hette er alda seinen freyen unverwöhrten Holzschlag.“<sup>25</sup>

Diese Vorstellung, die ganze Welt dürfe einen bestimmten Wald nutzen, ist höchst ungewöhnlich und meines Wissens einzigartig. In anderen Konflikten, die wir von der Forschung kennen, wurden Wälder höchstens von den umliegenden Gemeinden beansprucht und dieser Anspruch dann gegen Grundherren oder Landesherren verteidigt. Vielleicht steckt in dieser Überzeugung die alte bäuerliche Vorstellung vom Wald als Gottesgabe, dessen Produkte alle Menschen genießen können. Vielleicht stecken darin aber auch Überzeugungen, die aus der Zeit des Bauernkrieges von 1525 stammen. Dafür spricht eine Äußerung des großen bayerischen Juristen Wiguläus Kreittmayr aus dem 18. Jahrhundert: „In der grossen Bauren=Rebellion (d) wolte zwar das gemeine Volk par Force behaupten, daß das Holz res communi sey, einfolglich jedermann zu beliebigen Gebrauch frey und offen stünde [...] und es wollen sich solches auch dato noch viele nehmen lassen.“<sup>26</sup> Bereits der Pfeifer von Niklashausen, einer der Vorläufer der Anführer des Bauernkriegs, hatte 1476 in einer Predigt behauptet: „Es solt hin für

bleybenn do bey. Das holtzer unnd waßer frey. Sollten wesen yderman.“<sup>27</sup>

Die Gemeinden behaupteten aber nicht, dass alle Wälder eigentumslos seien. Sie bezogen den Anspruch „aller Welt“ nur auf die „Ebersberger Gmain“. Ihn begründeten sie mit einer eigenartigen Schenkungslegende. Ein Zeuge erzählte: „Von seinen lieben Eltern, auch anderen alten Leüthen mer, hab er all sein Leben lang gehört, es seien 2 Schwestern gewesen, aine hab St. Reitgard, wie aber die ander gehaissen, wiß er nit, St. Reitgard hab seins Vernemens den Forst geen Ebersperg und die ander iren gebührendem Thail Holz den armen Leüthen zu Guetten, zu einer ewigen Gmain verschafft.“<sup>28</sup> Andere Zeugnisaussagen lauteten ähnlich: Es seien die beiden heiligen Jungfrauen St. Reitgard und St. Ayd gewesen, von denen die erste ihren Teil an das Kloster Ebersberg, die zweite aber ihren Teil aller Welt, wer es erreichen könne, geschenkt habe.

Gehen wir der Spur der beiden Jungfrauen nach. Mehrere Legenden und historische Begebenheiten sind zu einem festen Knäuel verwoben. Richlinde, die Frau des letzten Grafen von Ebersberg, Adalberos III., gab den Ostteil des Ebersberger Forstes an das Benediktinerkloster Ebersberg. Den anderen Teil vermachte Richlinde ihrem Verwandten Udalrich. Nach dessen Tod wurde er als Reichslehen vom deutschen König eingezogen, später fiel er an den bayerischen Herzog.<sup>29</sup> In der St. Sebastians-Kirche zu Ebersberg befindet sich das Grab der Klosterstifter, nämlich des Grafen Ulrich († 1029) und seiner Frau Richgardis



(† 1013), die beide als Selige verehrt wurden.

Aus den „Überresten“<sup>30</sup> dieser Ereignisse sind einige Elemente für die Schenkungslegende genommen worden: Richgardis ähnelt dem Namen Reitgard. Einige Zeugen sprechen von Jungfrauen aus Sempt. In Sempt sahen die damaligen Menschen den Sitz der Grafen von Ebersberg. Während in der Schenkungslegende ein Teil des Waldes dem Kloster, der andere Teil den armen Leuten vermacht wurde, fiel in Wirklichkeit zwar der eine Teil an das Klo-

ster, der andere Teil aber an den Herzog. Richlinde gewährte tatsächlich den armen Leuten ein Geschenk: sie erließ zum Seelenheil ihres Mannes allen, die im Forst Holz schlugen, die Hälfte der Abgabe.<sup>31</sup> Aus dem herzoglichen Teil wurde vielleicht in der Schenkungslegende die Gmain, aus dem Geschenk Richlindes die Schenkung des Waldes an die armen Leute. (Abb. 3)

Die Legende spricht freilich von Jungfrauen, nicht von Ehefrauen, und weder Richlinde noch Richgardis besaßen eine Schwester namens Ayd. Die



Abb. 3: Der Ebersberger Forst und seine Umgebung in einer Darstellung Philipp Apians aus dem Jahre 1568, also wenige Jahrzehnte vor den Auseinandersetzungen um die Waldnutzungsrechte in der „Ebersberger Gmain“.



Zeugenaussage von Leonhard Hiltmair zeigt, dass ursprünglich zwei verschiedene Traditionslinien in der Legende von den zwei Schwestern zusammengeführt waren. Denn Hiltmair sprach davon, dass eine Schwester zu Ebersberg, die andere Schwester zu Maitenbeth begraben liege. Während die eine Schwester, nämlich St. Reitgard, wohl der Grafenfamilie von Ebersberg-Sempt zugeordnet werden kann, entstammte die andere Schwester dem Sagenkreis von Maitenbeth. Im Lauf der Jahrhunderte wurden in der mündlichen Überlieferung die zwei Traditionslinien vereint, indem eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen Reitgard und Ayd hergestellt wurde.

Wer war nun diese St. Ayd, die in keinem offiziellen Heiligenkalender zu finden ist? Die Zeugenaussagen deuten an, dass der Kult um diese heilige Ayd zum Zeitpunkt des Verhörs schon beinahe in Vergessenheit geraten war. Ein Zeuge wusste noch von einer großen Wallfahrt, die alljährlich zu Ostern zu ihrem Andenken stattfindet. Gehen wir der Spur nach, die uns nach Maitenbeth führt. Der Ort, der zum ersten Mal in einer Quelle von 1315 auftaucht, heißt dort „Aetenpeth“. Das „M“ kam erst später hinzu als Verschmelzung des Stammwortes mit einem vorausgehenden Wort, also „am Aitenpeth“. Die ersten zwei Silben „Aeten“ weisen auf unsere St. Ayd hin. „Aite ist aber die ganz reguläre Form, die in der deutschen Sprache aus Agatha entstanden ist.“<sup>32</sup> Schon für 1488 kann in Maitenbeth ein Patrozinium der heiligen Agatha nachgewiesen werden. Die dritte Silbe „beth“ bedeutet den Platz, wo St.

Ayd rastet oder ruht. Nun ist diese Verwendung von „beth“ für kirchliche Heilige unbekannt, für mythische Gestalten aber sehr wohl nachzuweisen. So ist eine mythische Vorgängerin der heiligen Agatha nach dem Ortsnamenforscher Karl Finsterwalder nicht ausgeschlossen.<sup>33</sup>

Zu dieser mythischen Vorgängerin passt vielleicht die Ortssage, die der Maitenbether Pfarrer Franz Haistracher in seiner „Chronik von Maitenbeth“ 1853 festhielt, nämlich „daß zu Maitenbeth drei recht reiche Jungfrauen in unterirdischen Gängen oder Höhlen gelebt haben, welche bei ihrem Tod einen großen Reichthum hinterlassen haben, zu dem man nur unter großen Gefahren gelangen konnte, weil derselbe von einem feurigen Hund bewacht worden, welcher niemand zu dem kostbaren Schatze gelangen ließ.“<sup>34</sup> Diese drei Jungfrauen hätten der heiligen Agatha zu Ehren eine Kirche gebaut.

Die unterirdischen Gänge, die sich gewöhnlich unter einer christlichen Kirche befinden, die an Stelle eines heidnischen Tempels getreten ist, der ihn bewacht, all dies sind typische Elemente in den Mythen über die Schicksalsgöttinnen, die Nornen.<sup>35</sup> Sie sind auch dafür bekannt, dass sie den Gemeinden Wald vermachen.<sup>36</sup> Sie stehen nämlich in enger Verbindung mit dem Wald, da ihnen in heidnischer Zeit ein heiliger Hain geweiht war. Die heidnischen Schicksalsgöttinnen lebten im Mittelalter unter Bezeichnungen wie Göttinnen, weise Frauen, drei Schwestern oder selige Jungfrauen und nicht zuletzt in den Feen weiter.<sup>37</sup>

Alte heidnische Relikte hatten sich also unter dem christlichen Mantel bis auf jene Zeit erhalten. Aus den drei Schicksalsgöttinnen wurde eine christliche Heilige, wie es so oft in der Geschichte der katholischen Mission zu beobachten ist, wo vorchristliche Elemente nicht ausgemerzt, sondern geschickt transformiert und in die kirchliche Alltagspraxis integriert wurden. Die heidnischen Spuren waren verlorengegangen und unter dem Hügel Maitenbeths begraben. Aber auch die christianisierte Form, St. Ayd, die Helferin der Armen, ging später dem christlichen Heiligenkanon dieser Landschaft verloren. Heutzutage ist St. Ayd in dieser Region völlig unbekannt. Nur die in St. Agatha transformierte St. Ayd hat sich erhalten.

Diese ungewöhnlichen Zeugenaussagen schickte der Pflsungsverwalter nach München. Die juristisch gebildeten Hofkammerräte konnten mit diesen für sie fremden volkskulturellen Vorstellungen nichts anfangen. Sie bestätigten aber den eher milden Entwurf der beiden Beamten. Doch dies rief erneut die Jesuiten auf den Plan. Auf ihre massiven Interventionen hin wurde der umstrittene Wald durch eine herzogliche Kommission besichtigt und eine neue Anhörung von Zeugen angeordnet. Der Pflsungsverwalter erhielt einen scharfen Tadel. Er habe sich zu sehr auf die Aussagen der Gemeinden verlassen.<sup>38</sup>

Die Kommission schätzte den Waldzustand als katastrophal ein.<sup>39</sup> Doch dies hing mit der guten Vorbereitung der Jesuiten zusammen. Sie führten die Gutachter nur an solche Orte, wo das Gehölz schon lichter war, umgingen aber

Bereiche, in denen der Wald noch in einem gutem Zustand war.<sup>40</sup> Die Folge ihres Berichts war: Nur noch 341 Anwesen sollten Holzrechte an der Gemain haben, 839 Anwesen, die im Entwurf der beiden hohen Beamten noch zugelassen worden waren, hingegen ausgeschlossen werden, darunter das gesamte Amt Purfing.<sup>41</sup> Dafür waren nun auf der Liste der berechtigten Untertanen die meisten Orte der jesuitischen Hofmark Ebersberg zu finden. Die Jesuiten hatten in dieser Hinsicht also einen vollen Erfolg zu verzeichnen.

1604 wurde der neue Entwurf der Kommissare vom Herzog gebilligt. Die neue Holzordnung<sup>42</sup> enthielt die Neuerung, dass das Brennholz nur noch – gestaffelt nach der Größe des Hofes – in bestimmten Mengen abzugeben sei. Des Weiteren durften die Bauern die Bäume, die sie fällen wollten, nicht mehr selber auswählen. Sie sollten sich diese künftig von zwei Holzknechten „auszeigen“ lassen und die Holzknechte dafür auch noch bezahlen. Hauptziel der neuen Ordnung war, den Handel mit dem Holz aus der Gemain unmöglich zu machen.

Das Verbot des Holzhandels traf die dortigen Bewohner in ihrer Existenzgrundlage. Denn im Laufe des 16. Jahrhunderts hatte wie im ganzen Reich auch hier eine enorme Bevölkerungszunahme stattgefunden. Da das vorhandene Ackerland durch Rodung nur wenig vergrößert werden konnte, führte dieser Anstieg zu einer starken Zunahme der Kleinanwesen, der sogenannten Sölden. Zu einer Sölde gehörte nur wenig Land. Ihre Besitzer wa-

ren zu ihrer Existenzsicherung neben einer kleinen Landwirtschaft auf weitere Erwerbsmöglichkeiten angewiesen. Im Ebersberger Raum bot nun gerade der Holzhandel diesen landarmen Söldenbesitzern, „die sich ettwan leichtfertig mit Heürat eingelassen, im Guett und Pluet nichts vermügt,“<sup>43</sup> so ein Zitat aus einem Bericht der Jesuiten, die einzige Erwerbsmöglichkeit.

Dazu kam, dass zwischen 1560 und 1630, also in der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, eine erhebliche Klimaverschlechterung stattfand, die in der Forschung als „Kleine Eiszeit“ bezeichnet wird.<sup>44</sup> Diese Klimaverschlechterung führte zu häufigen Missernten. Auf eine Zunahme der Bevölkerung traf nun noch ein Rückgang des Getreideangebots. Dies ließ die Getreidepreise erheblich anschwellen<sup>45</sup> und machte den Holzhandel um so nötiger.

Die Reaktionen, die die Holzordnung bei den einzelnen Gemeinden auslöste, waren höchst unterschiedlich. Die meisten Ausgeschlossenen ergaben sich in ihr Schicksal, darunter das ganze Amt Purfing. Nur zwei Orte, nämlich Tulling und Etzenberg, verklagten das Kloster Ebersberg am Münchner Hofgericht.<sup>46</sup> Doch die Jesuiten erreichten mit geschicktem Taktieren, dass die herzogliche Hofkammer und damit der Herzog sich auf ihre Seite schlug. Entmutigt zogen die Gemeinden daraufhin ihre Klage zurück. Denn „es will uns ye armen Undterthanen nit gebüren, auch unsers Vermögens ist es nit, müt eur fürstlichen Durchleücht umb plosses Prens- und Fridholtz zu rechten. Es wurd bald inner und ausser Landts ain gemains Geschray aufkhummen, es weren so verwegne und

vermesse Paurn in disem Landt, die mit irem Landtfürsten umb daß ploß Prens- holtz kriegen, und ein ordenlichen Rechtsprozeß, wider ir fürstlich Durchleücht füeren derfen, daß well uns aber der Allmechtig verbietten und genedigist verhüetten, daß wir solches ze thuen, in unser Gedanckhen nemmen welten.“<sup>47</sup> Die beiden Gemeinden gaben aber ihre Sache nicht auf. Sie versuchten mit eindringlichen Bildern das Mitleid des Herzogs zu erwecken. „Es befinden sich undter uns kranckhe alte Leütt, schwangere Weiber, Khindlpötterin, welche deß Holtz gar nit entrathen khünden, und wann sich die Khelte ettwas scherpfen erzaigt, würdet khein Wunder sein, wann die Khinder in irer Muetter Leib erfrüeren, wir wissen ye khein ander Holtz, dann eben diß Gmainholtz, die fruchtbar Paum, so wir umb und bey unsern Herbergen erziget, sein lengst hindurch abgehackht [...]“<sup>48</sup> Den beiden Gemeinden gelang es zwar damit das Herz einiger Mitglieder der höfischen Gesellschaft zu erweichen, die den Jesuiten daraufhin Hartherzigkeit vorwarfen. Denn die Jesuiten beschwerten sich, dass die beiden Gemeinden „sowol bey hohen als nideren Standes, geystlichen und weltlichen Personen so weitt gebracht, daß sie dieselben hin und wider nit allein zu starckhen Mitleiden bewegt, sonder auch zwar unlöblich, ohn Gegengehör und gründtliche Widersprechnus also Glauben gemacht, daß man die Patres hieraus für unbilliche Leut urteilen und so gar an Malzeiten und andern Zusammenkonften, wo der dieselben pro recreatione conversim, [...] wol auch ettliche [...] uns under die Augen unrechtes Verhandlen und grosses Ergernis für-



Ergernis fürwerfen.“<sup>49</sup> Doch die Jesuiten konnten dem Herzog weismachen, dass es sich bei der Schilderung um eine krasse Übertreibung handele.<sup>50</sup> So stellte er sich endgültig an ihre Seite und die Gemeinden zogen sich entmutigt von ihrem Prozess gegen die Jesuiten zurück.

Andere Gemeinden ließen sich nicht so leicht einschüchtern. Diese Gemeinden, die wir schon am Anfang erwähnten, waren, mit Ausnahme von Mühlhausen, nicht von der Holzordnung ausgeschlossen worden, doch in ihnen bestand die Mehrheit, im Gegensatz zu den Dörfern im Amt Purfing, aus landarmen Kleinanwesen, die zur Existenzsicherung dringend auf den Holzhandel angewiesen waren. Sie begannen, angeführt von der Gemeinde Steinhöring, auch ein ordentliches Verfahren gegen die Jesuiten vorzubereiten. Damit es nicht so aussah, als ob nur ein paar Bauern den Rechtsstreit mit den Jesuiten wagen würden, holten sich die Gemeinden die schriftliche Zustimmung ihrer adeligen und geistlichen Grundherrschaften, der Benediktiner in Rott am Inn und in Attel, der Augustinereremiten in Ramsau, der Dominikanerinnen in Altenhohenau und der Augustinerchorherren in Beyharting.<sup>51</sup> Bei diesen vorreformatorischen Orden hatte das Vorgehen und der rasche Aufstieg der Jesuiten Missfallen erregt. Sie stellten die gewünschten Konsensbriefe prompt aus.

Auf die Seite der Gemeinden schlug sich auch die Stadt Erding, die durch das Verbot des Holzhandels ihre Holzversorgung gefährdet sah.<sup>52</sup> Aber auch hier schaltete sich die Hofkammer

zugunsten der Jesuiten ein. Damit versprach ein Verfahren vor dem Hofgericht in München kaum mehr Erfolg. Anders als die Tullinger und Etzenberger gaben die Gemeinden aber nicht auf, sondern schlugen einen neuen und ungewöhnlichen Weg ein. Sie suchten sich einfach einen neuen Richter aus, nämlich das Reichskammergericht, neben dem Reichshofrat das höchste Gericht im Heiligen Römischen Reich.<sup>53</sup> Die Gemeinden begründeten die Zuständigkeit dieses Gerichts mit der Einschaltung der herzoglichen Hofkammer in das Verfahren. Ihr Anführer drückte es später vor den herzoglichen Kommissaren so aus: „Dann wann einer beschwert, suech er Mitl und Weeg, wie er khinde, und weil sich der Hertzog selbst in disen Krieg leg, müessen sie wol einen andern Richter suechen [...]“<sup>54</sup>

Die Bauern wussten, was sie erwarten würde, wenn sie einen Rechtsstreit mit ihrem Landesherrn aufnahmen. Um die Widerstandsgemeinschaft zusammenzuschweißen, schworen sie „gegen ein ander in solchem Stritt bestandthaftig zue steen, undt dabey zu sterben.“<sup>55</sup>

Um die Gemeinden zu mobilisieren, stützte sich die Widerstandsbewegung auf die sogenannten Hauptleute, die bei der militärischen Musterung und bei der Steuereintreibung als Hilfsorgane der herzoglichen Beamten wirkten.<sup>56</sup> Sie hielten mehrere Treffen ab, erhoben zur Bestreitung der Prozesskosten eine Gemeindeumlage, gingen von Haus zu Haus und wandten dabei auch erheblichen Druck an. Dem Herzog gehorsamen Untertanen drohte man mit dem Ausschluss von der Gemeindeweide, also einem schweren



wirtschaftlichen Nachteil.<sup>57</sup>

In den Zeugenaussagen kristallisierte sich neben den Hauptleuten eine Person heraus, die sich der Sache besonders eifrig annahm. Der 60-jährige Besitzer einer Sölde: Wolf Hannes von Mühlhausen. Wolf Hannes „sey inen von Hauß zu Hauß khommen und sie gefragt, ob sie zum Krieg steen wellen, beinebens ihnen diße Vertröstung geben, den Handl zu gewinnen,“<sup>58</sup> so Georg Mayr von Birkach. Sein Nachbar berichtet: „allain sey inen der Hannes von Mielezhausen von Hauß zu Hauß gangen, Gelt gesamblet und sie gestärckht, sollen beyeinander verbleiben.“<sup>59</sup> „Dieser Hannes hab ihnen verhaissen, die Gmain zu gwinnen“<sup>60</sup>, so Hans Holzer von Birkach.

Nicht nur sein Name wird in den Texten festgehalten, sondern Konturen seiner Gestalt blitzen auf, wenn er in einer Zeugenaussage als ein „khurtz Mendl mit einem gestutzten Part“<sup>61</sup> charakterisiert wird. Mehrmals wird er als „Mändl aus Mueletzhausen“<sup>62</sup> betitelt. Dieser Spitzname lässt möglicherweise erkennen, dass nicht jeder ihn in seinem Eifer für die gerechte Sache ganz so ernst nahm. Der gestutzte Bart, der ihn von seinen gewiss vollbärtigen Nachbarn abhob, lässt vielleicht auf Eitelkeit und ein Streben schließen, sich von seinesgleichen abzuheben.

Von seinem Leben wissen wir wenig. Nach der Altersangabe im Verhörprotokoll wurde er um das Jahr 1547 geboren. Schon früh – um das dreißigste Lebensjahr herum – verlor er seine erste Frau, die ihm drei Kinder hinterließ. Anscheinend geriet er öfters mit der Obrigkeit in Konflikt, denn der Hofrat bezeich-

net ihn als „bekhanten Rädlfüerer“<sup>63</sup>. Wir haben nur einen Quellennachweis, der von einem solchen Konflikt berichtet: Im Jahre 1590 wurde er zu einer Geldstrafe von zwei Pfund Pfennigen verurteilt, weil aufgekommen war, dass er 25 Jahre lang einen Vergleich mit seinen Kindern aus erster Ehe, der das mütterliche Erbgut betroffen hatte, der Obrigkeit verschwiegen hatte.<sup>64</sup>

Hannes besaß etwas mehr Spielräume als seine Nachbarn: Sein Anwesen war ihm vom Kloster Ebersberg als Beutellehen verliehen worden. Dieses Besitzrecht war für den Leihenehmer das günstigste von allen.<sup>65</sup> Es konnte im Gegensatz zu anderen Leihformen vererbt werden, wenn auch der Lehensnachfolger innerhalb eines Jahres beim Lehensherrn um Neubelehnung nachsuchen musste. Außerdem fehlte in der Regel eine jährliche Zinszahlung. Deshalb konnte der Inhaber eines Beutellehens weit mehr als andere Bauern Überschüsse in den eigenen Hof investieren. Er hatte zudem keinen Grundherren über sich, sondern nur einen Lehensherrn. Damit war die Abhängigkeit nicht so drückend und die soziale Stellung etwas gehoben. In einem Zeugenverhör wird die Zwischenstellung seines Anwesens zwischen einem grunduntertänigen und einem freieigenen Gut sichtbar: „Wöfl Hannes [...] besitzt ein Sölden, so Lehen geen Ebersperg, geb khain Gilt, dann das Guett eigen.“<sup>66</sup> Hannes stand allerdings noch in einer anderen Abhängigkeit zu Ebersberg: Er war ein Leibeigener des Klosters.<sup>67</sup> Die Leihherrschaft hatte freilich zu dieser Zeit nur noch eine geringe Bedeutung. Sie reduzierte sich auf

ge Bedeutung. Sie reduzierte sich auf die Zahlung eines Leibzinses, die Leistung der dem Leibherrn zustehenden Scharwerke und die Entrichtung des Besthauptes im Todesfall.<sup>68</sup>

Als Besitzer einer Söldenstelle besaß Hannes nur wenige Grundstücke.<sup>69</sup> Der landwirtschaftliche Ertrag dieser Fläche konnte kaum für seine Existenzsicherung ausreichen. Er war also auf weitere Erwerbsquellen angewiesen. Gerade aber eine Nebenerwerbstätigkeit bildet die Brücke nach Speyer, dem Sitz des Reichskammergerichts. Sie enthüllt uns auf überraschende Weise, wie ein „blosser Söldner“ auf die Idee kommen konnte, vor das Reichskammergericht zu ziehen.

Denn die Jesuiten berichten, er habe sich anboten, für die Untertanen den Prozess zu führen, „nachdem er Speyer wol wißß, dann er etlich mal Seü hinab getriben.“<sup>70</sup> Ob Hannes in eigener Regie oder als Diener eines Schweinehändlers nach Speyer zog, bleibt unbekannt. Das Wort „Sautreiber“ lässt beide Möglichkeiten offen. Wenn er aber selbst Händler gewesen wäre, würde dies ein anderes Licht auf seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Sautreiber galten als vermögend. „Geld haben wie ein Sautreiber“<sup>71</sup>, lautet ein zeitgenössisches Sprichwort. Schweine zählten zu den wichtigsten Exportartikeln des Landes. „In Baiern zeucht man vil der Schwein, der treibt man vil hinab an Rein“<sup>72</sup> heißt es schon in einer Quelle des 15. Jahrhunderts.

In Speyer hatte Hannes das Reichskammergericht kennengelernt und dort eine ungewöhnliche Kunde vernommen, dass nämlich ein Fürst die

Anordnungen dieses Gerichts genauso befolgen müsse wie ein gemeiner Mann. Mit diesem Bericht gab er den Gemeinden neue Hoffnung im Kampf gegen die Holzordnung.

Als die Hauptleute ungefähr 2000 Gulden eingesammelt hatten,<sup>73</sup> machte sich Wolf Hannes auf den Weg nach Speyer. Hans Härtl, ein Bürger aus Neu- markt, aber von Dietmering gebürtig, begleitete ihn. Er hatte schon öfters Botendienste in die Reichsstadt übernommen. Unterwegs machten die beiden in Augsburg Halt und ließen den protestantischen Notar Dr. David Schwarz den für das Reichskammergericht erforderlichen Prozessantrag abfassen.<sup>74</sup> In Speyer übergaben sie diesen Antrag dem lutherischen Reichskammergerichtsadvokaten<sup>75</sup> Dr. Nikolaus Adolph, der den Antrag umarbeitete und durch den ebenfalls lutherischen Reichskammergerichtsprokurator Dr. Werner Bonz am Reichskammergericht einreichen ließ. Bonz war erfahren in Klagen von Untertanen gegen ihren Landesherrn. Dass die Wahl auf Anwälte fiel, die sich zu einer anderen Konfession als der bayerische Landesherr bekannten, war sicher kein Zufall.

Am 8. Oktober 1607 reichte Dr. Bonz die Klageschrift der Gemeinden ein.<sup>76</sup> Darin beanspruchten die Gemeinden ein ausschließliches und unbeschränktes Nutzungseigentum an der „Ebersberger Gemain“. Diese Ausschließlichkeit trug schon Züge eines modernen Eigentumsbegriffes. Durch den Erlass der Holzordnung habe sie der Herzog in diesem unbeschränkten Nutzungseigentum eingeschränkt. Damit habe er gegen das Gewohnheitsrecht und ge-

gen sein Versprechen verstoßen, das er bei der Huldigung seiner Untertanen abgeben habe, nämlich „sie bey ihrer alten hergebrachten Gerechtigkeit verbleiben zu lassen und darwider nichts fürzunehmen“.<sup>77</sup>

Der Herzog reagierte auf seine Vorladung vor das Reichskammergericht prompt. Er schickte sofort eine Kommission nach Grafing, die alle 160 Hofbesitzer in den klagenden Gemeinden vernehmen ließ. Jedes Gemeindeglied wurde gefragt, ob es wirklich vor habe, einen Prozess gegen seinen Landesherrn zu führen. Diese Frage war natürlich als Einschüchterung gedacht und ließ manche in ihrem Entschluss schwanken. Doch aller Einschüchterungsversuche zum Trotz bekundeten 101 der Verhörten ihren Willen zur Fortsetzung des Prozesses. Die Lage in den einzelnen Gemeinden war freilich unterschiedlich. Kreith, Rudersdorf, Hintsberg und Bärmühle wollten mehrheitlich mit dem Prozess gegen den Herzog nichts mehr zu tun haben und beteuerten ihren Gehorsam, dagegen betonten Mühlhausen, Meiletskirchen, Dietmering, Stockach und Abersdorf ihre ungebrochene Zustimmung für Wolf Hannes. Preisendorf und Kronacker wurden neu hinzugewonnen. In Hohenlinden stellte sich nur eine kleine Minderheit gegen den Prozess. In Steinhöring und Birkach war die Lage unentschieden.<sup>78</sup> Bezeichnend ist, dass auf Seiten derer, die einlenkten, viele Vertreter der ländlichen Oberschicht, reiche Bauern und Wirte, waren, die meist eigene Gehölze besaßen und auf das Holz der „Gemain“ nicht so angewiesen waren.

Auf diese Demonstration der herzoglichen Macht im Zeugenverhör reagierte Wolf Hannes rasch. Wie die Jesuiten berichteten, eilte er einen Tag nach Abschluss des Verhörs zu den Gemeinden und stellte ihnen die suggestive Frage: „Ob sie von ime weichen und die Hendt in seinem Bluet waschen wellen?“<sup>79</sup> Damit stilisierte sich Wolf Hannes zum Märtyrer, zum Opferlamm der Widerstandsgemeinschaft, der wie Christus in der Stunde seines Todes von all seinen Anhängern verlassen und verraten worden war. Gleichzeitig stellte er sich als Personifizierung der geschlossenen Widerstandsgemeinschaft hin. Brach sie auseinander, so bedeutete dies auch für ihn das Ende, den Tod. Mit dieser eindringlichen Identifizierung mit dem Prozess gelang es ihm, seine Anhänger zusammenzuhalten.

Um ein Verfahren vor dem Reichskammergericht führen zu können, mussten die Gemeinden ihren Anwalt mit einer gültigen Prozessvollmacht ausstatten. Diese Vollmacht wurde von Wolf Reinstetter, dem Bürgermeister von Gangkofen, einem Verwandten von Härtl, in eine gültige Form gebracht und gesiegelt.<sup>80</sup> Reinstetter hatte Erfahrungen mit dem Reichskammergericht, denn er war selbst einmal in einen Kameralprozess verwickelt gewesen; damals allerdings auf Seite des Herzogs.<sup>81</sup> Im November 1607 legte der Anwalt der Gemeinden dem Reichskammergericht die Vollmacht vor; und mit ihr auch die bereits erwähnten Konsensbriefe, die die Grundherren den Gemeinden allerdings nur für einen Prozess vor dem Münchner Hofgericht ausgestellt hatten. Die Ver-



wendung dieser Briefe vor dem Reichskammergericht war also nicht im Sinne ihrer Verfasser und eine List der Gemeinden. Herzog Maximilian fiel darauf herein und stellte deshalb erbost die Grundherrschaften zur Rede:

Seinem Kastner in Aibling, der als Inhaber der Hofmark Eichbichl zwei seiner Untertanen zu Berg einen Konsensbrief ausgestellt hatte, teilte er in äußerst scharfer Form mit, er habe mit „nit mehr geringen Befrembten vernommen, das du deinen widersessigen Underthonen in so muetlicher Clag wider uns, als dessen Landtsfürsten, ausser Landts dergleichen Consens Brieff geben und dardurch die widersinnigen Underthonen in so claren Sachen, warinnen sonderbahren alles mit firgenommer Holtzordnung cum causae cognitione und denn Underthonen selbsten zu Guettem und bösten vermaint, wider uns gleichsam sterckhen und erinnern sollest, darob mir dann nit unbillich ein ungnedigistes Mißfallen tragen, sonder auch sollches dir hirmit in Ernst mit vorbehaltener Straff verweisen thuen, dieses gantzlichen Versechens, du werdest vil mehr, deine Underthonen von solchem angefangnem Muetwillen ab und zur Rhue weisen, als wider unß, als deren natülichen angeborenen Landtsfürsten, strefflicher Weiß verhötzen und Antrib geben.“<sup>82</sup>

Die Grundherren reagierten verärgert. Vielleicht sympathisierten sie insgeheim mit ihren Untertanen in deren Kampf gegen einen Herzog, der ständig den Einfluss der Landstände zu beschränken suchte, und gegen die Jesuiten, deren raschen Aufstieg die landständischen Orden mit Argwohn sa-

hen. Zumindest Peter Prändl sollte in einem Verhör behaupten, die Gemeinden seien mit dem Wissen und Konsens der Benediktinerklöster Attel und Rott nach Speyer gezogen.<sup>83</sup> Gerade die Benediktiner grollten den Jesuiten, hatten sie ihnen doch Ebersberg in schimpflicher Weise abtreten müssen. Aber die Macht der Landstände war in diesem frühabsolutistischen Territorium gering geworden. So verfielen die Grundherren in eine unterwürfige Sprache. Sie versicherten eiligst, dass sie niemals ihre Zustimmung zu dem Verfahren gegeben hätten.

Priorin Anna Degenhard von Altenhohenau versicherte beispielsweise, ihrem Untertanen „vill weniger ainiche Andeyttung [gegeben zu haben], das ehr sich wider euere fürstliche Durchlaucht und dero hochlöblichen Rätthen erthaylten Abschidt weytter beschweren solle, [...] und wurde uns armen Schwestern nit gebüren, ist auch ob Gott Will niemals beschechen, soll noch nit erfunden werden, das wir uns wider euere fürstliche Durchlaucht alß unseren genedigsten Herrn und Landtsfürsten (auch Conservator unseres hayligen Ordens) beschweren, vill weniger unsere Underthanen darwider verhetzen und Antrib geben wöllen.“<sup>84</sup>

Die Grundherren setzten nun ihrerseits ihre Untertanen unter Druck und griffen dabei zur schärfsten Drohung, die ihnen zur Verfügung stand, nämlich der Vertreibung von Haus und Hof. Dies bewirkte einen weiteren Abfall der Gemeinden von Hannes.

Vor dem Reichskammergericht schlug der Advokat Herzog Maximilians eine Verzögerungstaktik ein. Er er-



wirkte für die Einreichung seiner Prozessschrift eine Fristverlängerung um mehrere Monate.<sup>85</sup> Damit war Zeit gewonnen, um den Druck auf die klagenden Gemeinden weiter zu erhöhen und sie von dem Prozess abzubringen. Die ersten Sanktionen trafen den Anführer Hannes. Nach seiner Rückkehr von Speyer wurde er im Mai des Jahres 1608 in den Falkenturm, das herzogliche Gefängnis für Schwerverbrecher, geworfen.<sup>86</sup> Zwei Hofräte, Donnersberger und Dr. Jocher, schlugen vor, Hannes ein Vierteljahr in Haft zu behalten, „bis ime sein Truz und Hochmueth etwas mehr gelegt, und den Underthonen auch ein anders Gemüeth gehen.“<sup>87</sup> Aus dem Vierteljahr Haft wurden schließlich anderthalb Jahre.

Verhaftet wurden auch Härtl und Reinstetter.<sup>88</sup> Von elf Einwohnern aus Steinhöring, die ebenfalls festgenommen worden waren, ließ man vier wieder frei, als sie sich bereiterklärten, auf den Prozess zu verzichten.<sup>89</sup> Die anderen blieben ein Vierteljahr in Haft und mussten hohe Haftkosten bezahlen. Auch die Jesuiten waren nicht untätig. Bis auf vier brachten sie alle ihre Grunduntertanen, die am Prozess beteiligt waren, zum Verzicht auf die Prozessfortführung.<sup>90</sup> Insgesamt gelang es den Jesuiten und den herzoglichen Beamten die Zahl der Anhänger von Wolf Hannes auf 69 zu senken.<sup>91</sup>

Zur gleichen Zeit verloren die Gemeinden ihren Fürsprecher, den Pflugsverwalter von Schwaben. Nachdem sich Niedermayer gegenüber einer Frau, die in Hexereiverdacht geraten war, nachsichtig gezeigt hatte, ließen die Münchner Hofräte bei ihm eine

Hausdurchsuchung vornehmen. Man fand Zauberbücher, warf auch ihn in den Falkenturm und folterte ihn schwer. Das harte Vorgehen spaltete den Hofrat in zwei Fraktionen. Als Niedermayer auch durch dreimalige Folter kein Geständnis abgerungen werden konnte, wurde er nach fünf Monaten wieder freigelassen und auf drei Jahre des Landes verwiesen.<sup>92</sup>

Die Gemeinden dachten nicht daran, die Repressionen und ständigen Beeinträchtigungen ihrer Prozessführung hinzunehmen. Peter Prändl, Hauptmann von Abersdorf und engster Mitstreiter von Hannes, reiste nach Speyer und erwirkte dort im Oktober 1608 ein Pönalmandat des Reichskammergerichts.<sup>93</sup> Ein Pönalmandat ist am ehesten mit der heutigen „einstweiligen Verfügung“ zu vergleichen.<sup>94</sup> Das Pönalmandat gebot dem Herzog, seinen Räten und dem neuen Pflugsverwalter unter Androhung einer hohen Geldstrafe die sofortige Freilassung von Hannes und untersagte jede Behinderung des Verfahrens. Ein Bote des Reichskammergerichts übergab das Mandat den Hauptleuten, die daraufhin am Freitag, den 19. Dezember 1608 eine Versammlung in dem abgelegenen Einödhof Meiletskirchen abhielten und durch den Kooperator von Steinhöring alle Prozessbefürworter namentlich festhalten ließen. Dabei wurden 60 neue Anhänger gewonnen. Zwei Tage später, am St. Thomas-Tag, wurde in Hohenlinden eine Versammlung abgehalten. Die Hauptleute drohten an, diejenigen, die jetzt nicht bei dem Prozess mitmachten, „khönde den oder denselben khain Oberkhait mer hel-

fen, sondern weren ewig von der Ge-  
main.“<sup>95</sup> Am Neujahrstag gelang es den Hauptleuten auch, die Bewohner der Dörfer Finsing, Gelting und Plien-  
ning in Parsdorf zusammenzurufen. Damit sollten diejenigen Bauern im Amt Purfing gewonnen werden, die einst den Widerstand begonnen hatten. Doch verhinderte das Einschreiten einer herzoglichen Kommission, die wegen dieser „Rebellion“ eingesetzt worden war, eine weitere Solidarisierungswelle.<sup>96</sup>

Das Pönalmandat veranlasste den Herzog, seine Verzögerungstaktik aufzugeben und endlich eine Prozessschrift am Reichskammergericht einzureichen.<sup>97</sup> Der herzogliche Advokat ging aber gar nicht auf den Prozessgegenstand, die Holzordnung, ein, sondern versuchte die Zuständigkeit des Reichskammergerichts für dieses Verfahren in Frage zu stellen: Denn nach der bayerischen Landesfreiheit von 1516 müsse der Herzog vor seinen eigenen Räten beklagt werden. Von einer Rechtsversagung, wie die Gemeinden behauptet hatten, könne keine Rede sein, da man allen Gemeinden den Weg eines ordentlichen Verfahrens offengehalten habe, was diese aber nicht in Anspruch genommen hätten. Die Beschuldigung der Gemeinden, dass sie in Bayern nicht zu ihrer Gerechtigkeit kommen könnten, sei eine Unverschämtheit, „so doch herentgegen weltkhundig, waß Anwaltds gnedigster Fürst und Herr für ein weitberüembter“ Wahrer der Gerechtigkeit, „so wol gegen den armen, alß reichen ist, und vielleicht wol zu winschen, daß auch aller Orthen im römischen Reich die iusti-

ti und executivo derselben also bestellt were.“<sup>98</sup> Außerdem benötigten alle Kommunen zur Ausführung eines Prozesses einen Syndikus. Dies träfe besonders dann zu, wenn gegen den Landesherrn eine Klage angestrengt werde.<sup>99</sup>

Um die Verhaftung von Hannes zu rechtfertigen, beschuldigte man ihn eines Kriminaldeliktes, der Fälschung der Prozessvollmacht. Doch man bezichtigte Hannes noch eines schwereren Verbrechens, der Rebellion, die in den Augen des herzoglichen Advokaten als Majestätsverbrechen einzustufen war: Der herzogliche Advokat begründete seine Beschuldigung damit, dass Hannes die Untertanen zum Aufstand aufgewiegelt habe. Der Beweis dafür sei der Schwur, der die Teilnehmer verpflichtet habe, lieber zu sterben, als vom Prozess abzustehen. Dies erinnere sehr an das Szenario eines Bauernaufstandes. Daher könne man es dem Herzog nicht verübeln, dass er gegen „obbemelte Rädflierer, Ufwigler, falsarios undt Pauernkhönig“<sup>100</sup> mit Strafe vorgehe.

Anfang 1610 brachten die Gemeinden ihre Version vor dem Reichskammergericht vor.<sup>101</sup> Der Anwalt der Gemeinden begründete die Zuständigkeit des Reichskammergerichts mit dem Reichsabschied von 1600: Danach könne vor dem Reichskammergericht ein Verfahren gegen den bayerischen Herzog geführt werden, wenn dieser zugleich mit einem Untertan, in diesem Fall dem Rektor des Jesuitenkollegs, beklagt werde, und der Prozesszusammenhang untrennbar sei. Außerdem habe man den Gemeinden sehr wohl

das Recht versagt. Man habe dem ordentlichen Verfahren vor dem Münchner Hofgericht ständig Steine in den Weg gelegt. Deshalb könnten sie nicht erwarten, dass ihnen nun von den Hofräten Gerechtigkeit zuteil werde, wenn sie gar gegen den Herzog klagten. Schließlich, wer sein Recht in die Hand nehme, sei kein Aufwiegler.

Das Pönalmandat hatte bei den Anhängern von Wolf Hannes neue Hoffnung geweckt, doch noch über den mächtigen Herzog und die verhassten Jesuiten den Sieg davonzutragen zu können. Doch Bayern ignorierte die Anordnungen des höchsten Gerichtes. Hannes wurde nicht freigelassen, im Gegenteil, die herzoglichen Beamten verschärften sogar noch ihr Vorgehen. Nun wurde auch Prändl nach seiner Rückkehr von Speyer verhaftet und in den Falkenturm geworfen.<sup>102</sup> Der über das Pönalmandat äußerst erboste Herzog gab ein Rechtsgutachten bei den Juristen seiner Universität Ingolstadt in Auftrag.<sup>103</sup> Sie sollten klären, ob die „Aufrührer“ das Leben verwirkt hätten, denn „wann uns dan nit gemaindt, diser unser Underthonen Temeritet und Frefellmüetighait, ungestraft hingehen, sonder der Sachen uf den Boden sehen und andern zu ainem Exempel gebierende Demonstration fiernemmen zelassen.“<sup>104</sup> Die Ingolstädter Professoren wiesen darauf hin, dass schließlich kein Bauernaufstand erfolgt sei, die Gefangenen im Falkenturm somit nicht als Aufrührer bestraft werden könnten. Die Hofräte hingegen waren der Meinung, man könne nicht abwarten, bis der Aufstand erfolgt sei, sondern müsse der Gefahr vorbeugen und zur Abschre-

ckung an den Gefangenen ein Exempel statuieren, also im Zweifel für das Wohl des Herzogs und des Staates und nicht für das der Angeklagten entscheiden.<sup>105</sup>

Am 29. Dezember 1609 verkündete der Hofrat im Namen des Herzogs das Urteil: Die drei „Rädelsführer“ Hannes, Härtl und Prändl sollten öffentlich vorgestellt und ihnen ihre Delikte vorgehalten werden. Sie sollten daran erinnert werden, dass der Herzog gegen sie auch eine Leibstrafe hätte verhängen können. Nach der Verkündigung sollten sie für immer außer Landes geschafft werden. Nur knapp waren sie also der Todesstrafe entgangen.<sup>106</sup> (Abb. 4)



Abb. 4: Herzog Maximilian zeigte sich im Streit um die „Ebersberger Gemain“ als despotischer Landesherr.



Das Urteil wurde schon einen Tag später vollstreckt. Wahrscheinlich fand die öffentliche Vorstellung in München, auf dem Schrankenplatz, dem heutigen Marienplatz, statt. Vor einer schaulustigen Menge wurden die Verbrechen der „Rädelsführer“ verlesen und das Urteil verkündet.

Der Herzog täuschte sich aber, wenn er glaubte, die Widerstandsbewegung durch die Verweisung ihrer Anführer zum Aufgeben bringen zu können. Ein Anlass für eine neue Mobilisierung bot sich in der Erstellung einer neuen Prozessvollmacht.

Die Gemeinden wollten diesmal den legalen Weg im Sinne ihres Landesherrn einschlagen. Einige Untertanen versammelten sich erneut in dem Einödhof Meiletskirchen, setzten eine Supplik an den Herzog auf, in der sie ihn um die Ernennung eines Syndikus baten, und ließen sie durch Amalie Meiletskirchner dem Herzog übergeben. Der Hofrat hatte zunächst Bedenken, ihre Bitte zu erfüllen, da er ja die Zuständigkeit des Reichskammergerichtes in Frage gestellt hatte. Doch er wählte einen Zwischenweg. Er beschloss, den Gemeinden die Bestellung eines Syndikus unter Protest zu gestatten, „dass dies der angeführten Nichtigkeit des Verfahrens unergriffen sein solle.“<sup>107</sup>

Das Zugeständnis kam aber zu spät. Die Gemeinden hatten in eigener Regie gehandelt. Der landesverwiesene Wolf Hannes war zurückgekehrt, um seine Anhänger zu sammeln. Er reiste von Dorf zu Dorf und verhandelte mit den Hauptleuten. Seine Bemühungen waren äußerst erfolgreich. Er gewann die

Hauptmannschaften Tulling und Etzenberg hinzu. Auch die Ebersberger Grunduntertanen, die 1608 dem Prozess entsagt hatten, reihten sich nun wieder in die Reihe der Kläger ein. Als die herzoglichen Kommissare im September erneut alle Hofbesitzer der klagenden Gemeinden vorluden, erklärten 163 von ihnen, am Prozess festhalten zu wollen. Nur mit Mühe gelang es den herzoglichen Kommissaren, diese Zahl auf 149 zu senken.

Die Hauptleute hielten geheime Versammlungen ab, im Wirtshaus, auf dem Dorfplatz, auf den Straßen, auf dem Brachfeld, auf einem Hügel, im Haus eines Nachbarn, wo sich gerade die Gelegenheit bot. Auf den Versammlungen wurden Delegierte gewählt oder durch Würfeln bestimmt. Manchmal stellten sich Freiwillige zur Verfügung, manchmal übernahmen Hauptleute die Aufgabe. Die Delegierten reisten nach Augsburg zu dem Advokaten, der ihnen schon bisher gedient hatte, um die Prozessvollmacht zu verfassen.<sup>108</sup> Zur Finanzierung der Reise wurde wieder eine Anlage erhoben. Sie wurde durch die Hauptleute, aber auch durch Margaretha Pirklin, die Magd des Hannes, eingesammelt, die von Haus zu Haus ging und die Menschen zum Mitmachen ermutigte. Ihr brachte ihr mutiges Engagement zehn Tage Haft ein, bis der Hofrat beschloss, sie wieder freizulassen. Sie musste aber versprechen, „daß sy sich dess Eberspergerischen Stritts weiter nichts mer annemen [werde]“.<sup>109</sup>

Die Aufrichtung der Prozessvollmacht bildete den Höhepunkt der Widerstandsbewegung, aber auch ihr



vorläufiges Ende. Denn die Quellen verfallen plötzlich in Schweigen. Ausschlaggebend für das abrupte Ende der Bewegung mag der Tod des Anführers Wolf Hannes gewesen sein. Er starb wahrscheinlich im Frühjahr des Jahres 1611. Denn am 8. April 1611 übergab das Kloster Ebersberg die Hannes-Sölde an dessen Sohn Kaspar. Die Jesuiten fügten im Übergabevertrag noch hinzu, dass die Hannes-Sölde vorübergehend eingezogen worden war, wegen der von Hannes „wider sein aygene Lehenherrschafft gespilte seltzame Practicen.“<sup>110</sup>

1624 wurde der Prozess am Reichskammergericht noch einmal aufgenommen, doch ohne Ergebnis. Drei Jahre später schief der Prozess ein, ohne dass jemals ein Urteil gefällt worden war. Ja das Reichskammergericht hatte sich in den 20 Jahren nicht einmal entschieden, ob es überhaupt zuständige Instanz sei. Man kann nur vermuten, dass die Assessoren des Gerichts zögerten, gegen den bayerischen Fürsten ein Urteil zu fällen. Einerseits hielt man die bayerischen Einreden nicht für berechtigt, denn sonst hätte man die Klage der Gemeinden schnell abweisen können. Doch andererseits hätte das Reichskammergericht gegen den mächtigen Führer der katholischen Liga, den unentbehrlichen Bündnispartner des Kaisers in dem seit 1618 tobenden Krieg, sowieso keine Exekutionsmittel in der Hand gehabt.

Der Herzog, seit 1623 Kurfürst, konnte damit eines der letzten Kameralverfahren, das von bayerischen Untertanen geführt wurde, zu Ende bringen.

Damit gewann er ein weiteres Stück an Souveränität gegenüber dem Reichsverband.

Verlockt hatte er die Gemeinden zur Aufgabe des Kameralverfahrens mit dem Angebot, ihnen noch einmal ein faires Verfahren am Münchner Hofgericht zu gewähren. Doch das Verfahren brachte eine herbe Enttäuschung. 1630 endete der Streit durch ein Urteil des Münchner Hofgerichts, das den Wald zwar als Gemeindewald klassifizierte, aber seine Nutznießer an die entsprechenden Artikel der bayerischen Forstordnung über Gemeindewälder erinnerte, die jeden Holzhandel untersagt hatten.<sup>111</sup> Im Grunde wurde damit nur die Holzordnung von 1604 bestätigt. Der dreißigjährige Kampf der Gemeinden, ihre ganzen rechtlichen Taktiken und Finten, ihr kollektiver Widerstand gegen die Holzordnung, ihr Appell an das Mitleid, all das hatte sich als sinnlos erwiesen.

Drei Jahre später erhoben sich die Bauern des östlichen Oberbayern. In der Forschung spricht man vom Oberbayerischen Bauernaufstand von 1633/34. Dass es zum blutigsten Zusammenstoß mit den landesherrlichen Truppen ausgerechnet in der Gegend um Ebersberg kam, ist wohl kaum ein Zufall. 8000 Soldaten erhielten damals den Befehl, „alls, was sie sowol im Feldt alls herinen zu Ebersperg auf der Gassen und in Heysern antreffen, yberfahlen und ausser Weib und Khindt, alles nidermachen sollen, das dan laider mit grossen wüettender Tiraney von inen volbracht worden, massen vil unschuldige alls Handtwerchsleüth, so bey iren Handtwerch geseßen, solche Männer, die auf ir

Unschuld sich verlassen, daheim bey Hauß sich daß wenigst nichts beförchtet, item alte 60, 70 und 80 jerige Personen und darunder etliche khranckhe und preßhafft, die khain Wöhr noch Waffen tragen khönnen, herhalten müessen, massen so gar etlicher alten Weiber nit verschondt worden, sie die Reitter hab gleich nach dem Einbruch zestundan die gantz Hofmarch umbritten, daß inen nit vil entrinnen mögen [...].

Nit ohne ist zwar, daß sich die Paurn anfangs gegen der Soldatesen in dem Feld daussen was gesetzt, auf sie auch los prendt und Feur geben, so baldt aber zway Feldtstüeckhl so wie von den Reitern hernach außgeben worden, mit Mußquettenkhuglen geladen gewesen, auf sie abgelassen, [...] sein sie als paldt zerstreuet worden, die Fluecht geben, sich herein in die Hofmarch in die Heyser, in Stüben, Cämmer, Stallungen, Städl, Kheller, so gar auf die Tüllen versteckht, daß aber niemandt gehoffen hat, sondern man hats an allen Orthen gesuecht, gefunden und nidergemacht, daß also khain aintziger Mann [...] bey Leben glassen worden oder yberbbliben [...].

Nach disem laidigen und pluettigen Spectacel, alls die Soldatesen den andern Tag [...] aufgebrochen, hat man nach disen Nachmittag und die nachfolgende Tag hinnach die todte Khörper in allen Heysern und Gärten auch auf den Feldern zusammen gesuecht und an under-schidliche Orth, weiln der Freithof zu clain gewest, begraben.“<sup>112</sup>

Herzog Maximilian dürfte bestimmt nicht vergessen haben, dass es Gemeinden dieser Gegend gewagt hatten, ihn vor das Reichskammergericht zu zitieren.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Die nachstehende Geschichte ist ausführlich geschildert in: Breit, Stefan: Die ganze Welt in der Gemain. Ein paradigmatischer Fall aus Bayern, in: Below, Stefan von / Breit, Stefan: Wald – von der Gottesgabe zum Privateigentum. Gerichtliche Konflikte zwischen Landesherren und Untertanen um den Wald in der frühen Neuzeit, (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 43), Stuttgart 1998, S. 57-236.

<sup>2</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), RKG Nr. 195, Q 1.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> BayHStA, Kurbayern Hofkammer Nr. 141, fol. 183v, 22.2.1600.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 6.

<sup>11</sup> Siehe BayHStA, KL Ebersberg Nr. 47.

<sup>12</sup> Zit. nach Krammer, Markus: Der Geisterchor von Ebersberg, in: Ebersberger Stadtmagazin, September 1995, S. 12-13.

<sup>13</sup> Siehe Dotterweich, Helmut: Der junge Maximilian. Biographie eines bayerischen Prinzen, München 1980, S. 108-110.

<sup>14</sup> Siehe Mayr, Gottfried: Ebersberg – Gericht Schwaben, (Historischer Atlas von Bayern / Teil Altbayern I/48), München 1989, S. 303-304.

<sup>15</sup> 1610 wurde ein neuer Hochaltar in der Ebersberger Pfarrkirche aufgestellt, nachdem das Presbyterium umgebaut worden war. Im selben Jahr wurde auch ein Altar für die St. Sebastians-Kapelle angefertigt. Siehe Paulhuber, Franz Xaver: Geschichte von Ebersberg und dessen Umgegend in Oberbayern, Burghausen 1847, S. 621-622, 637.

<sup>16</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 6.

<sup>17</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofkammer Nr. 141, fol. 183v, 22.2.1600.

<sup>18</sup> Siehe Staatsarchiv München (StAM), Kurbayern, Hofkammer, Schwaben, Pfliegergericht, Amtsrechnung, 1600.

<sup>19</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, zwischen Nr. 8 und 9.

<sup>20</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 10.

<sup>21</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 12.



- <sup>22</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, ad Nr. 5.
- <sup>23</sup> Ebd.
- <sup>24</sup> Ebd.
- <sup>25</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>26</sup> Kreittmayr, Wiguläus: Anmerkungen über den Codicem Maximilianum Bavaricum civilem, Teil 2, München 1761, Kap. 8, § XV, Abs. 1.
- <sup>27</sup> Zit. nach Arnold, Klaus: Niklashausen 1476: Quellen und Untersuchungen zur sozialreligiösen Bewegung des Hans Behem und zur Agrarstruktur eines spätmittelalterlichen Dorfes, (Saecula spiritalia 3), Baden-Baden 1980, S. 240. Zum Zusammenhang zwischen täuferischen Idee der Gütergemeinschaft und dem Bauernkrieg siehe Stayer, James M.: The German Peasants' War and Anabaptist Community of Goods, (Mc Gill-Queens studies in the history of religion 6), Mc Quill-Queens' university press 1991.
- <sup>28</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, ad Nr. 5.
- <sup>29</sup> Siehe Mayr (wie Anm. 14), S. 244.
- <sup>30</sup> Siehe Levi-Strauss, Claude: Das wilde Denken, Frankfurt/Main 1973, S. 35.
- <sup>31</sup> Siehe Mayr (wie Anm. 14), S. 245.
- <sup>32</sup> Siehe die Auskunft des Namensforschers Karl Finsterwalder, zit. nach Bauer, Anton: Zur Verehrung der hl. Jungfrauen Ainbeth, Gwerbeth und Fürbeth im Bistum Freising, in: Jahrbuch für Bayerische Volkskunde 1961, S. 38-39.
- <sup>33</sup> Siehe ebd., S. 39. Finsterwalder bezweifelt aber eine Ableitung Maitenbeths von Ainbeth, einer der drei Heilrätinnen, die schon Panzer mit den heidnischen Normen gleichsetzte. Siehe Panzer, Friedrich, Bayerische Sagen und Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie, Bd. I, München 1848, S. 32-34.
- <sup>34</sup> Pfarrarchiv Maitenbeth, Haistracher, Franz: Die Chronik von Maitenbeth, unveröffentl. Manuskript, Maitenbeth 1853, S. 1-2.
- <sup>35</sup> Siehe Simrock, Karl: Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen, Bonn 1874, S. 339-341.
- <sup>36</sup> Auch in anderen Regionen Deutschlands finden sich ähnliche Schenkungslegenden für Gemeindewälder. So berichtet Baumann, dass der Zwölfgemeindewald im Tigen Rettenberg nach der Volkssage durch adelige Fräuleins, die aus England gekommen seien, den berechtigten Orten zum Geschenk übergeben worden seien. „In diesen Fräuleins aber, als deren Zahl bald 1, bald 2, bald 3 genannt werden, haben wir nicht geschichtliche Persönlichkeiten, sondern die Schicksalsgöttinnen der Heidenzeit, die sogenannten ‚schenkenden Jungfrauen, Heilrätinnen‘“. Siehe Baumann, Franz Ludwig: Geschichte des Allgäus, Bd. 1, Kempten 1881, S. 127. Diese Schenkungslegende findet sich auch in einer Verhörsausgabe von 1721. Siehe Staatsarchiv Augsburg, Hochstift Augsburg NA Akten Nr. 2608, fol. 72r. Siehe auch Steichele, Anton / Schröder, Alfred: Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben, Bd. 7, Augsburg 1906-1910, 564-566.
- <sup>37</sup> Siehe Wolfzettel, Friedrich: Feen, Feenland, in: Ranka, Kurt (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 4, Berlin – New York 1984, Sp. 945-963; Harf-Lancner, Laurence: Les Fée au Moyen Age. Morgane et Mélusine. La naissance de fées, Paris 1984.
- <sup>38</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofkammer Nr. 256, fol. 281v, 15.12.1603.
- <sup>39</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 19.
- <sup>40</sup> Siehe BayHStA, KL Ebersberg Nr. 58, 257v.
- <sup>41</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 14.
- <sup>42</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 23.
- <sup>43</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>44</sup> Siehe Pfister, Christian: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie: 1500-1800, (Enzyklopädie deutscher Geschichte 28), München 1994, S. 12-13 u. Schulze, Winfried: Untertanenrevolten, Hexenverfolgungen und „kleine Eiszeit“: Eine Krisenzeit um 1600?, in: Roeck, Bernd / Bergdolt, Klaus / Martin, Andrew John (Hg.): Venedig und Oberdeutschland in der Renaissance: Beziehungen zwischen Kunst und Wissenschaft, (Centro Tedesco di Studi Veneziani, Studi 9), Sigmaringen 1993, S. 297-298.
- <sup>45</sup> Teuerungswellen für Getreide finden sich in Bayern für die Jahre 1598-1601, 1607-1612, 1614/15 u. 1620-1631. Siehe Elsas, Moritz J.: Umriss einer Geschichte der Preise und Löhne in Deutschland. Vom ausgehenden Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Bd. 1, Leiden 1936, S. 542-543.
- <sup>46</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>47</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Jesuitenkolleg, Nr. 34.
- <sup>48</sup> Ebd.
- <sup>49</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Jesuitenkolleg, Nr. 43.
- <sup>50</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Jesuitenkolleg, Nr. 43.
- <sup>51</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 195, Q 5-12
- <sup>52</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Jesuitenkolleg, Nr. 21.
- <sup>53</sup> Zum Reichskammergericht siehe Dick, Bettina: Die Entwicklung des Kameralprozesses nach den Ordnungen von 1495 bis 1555, (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im alten Reich 10), Köln – Wien 1981; Wiggenhorn, Heinrich: Der Reichskammergerichtsprozeß am Ende des alten Reiches, Diss., Münster 1966; Smend, Rudolf: Das Reichskammergericht, (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit IV, 3), Weimar 1911; Laufs, Adolf: Reichskammergericht, in: Erler, Adalbert / Kaufmann, Ekkehard (Hg.), Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 3, Berlin 1984, Sp. 655-662 u. Scheurmann, Ingrid (Hg.): Frieden durch Recht. Das Reichskammergericht von 1495 bis 1806, Mainz 1994.
- <sup>54</sup> BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>55</sup> BayHStA, RKG Nr. 196, Q 4.
- <sup>56</sup> Siehe Riezler, Sigmund von: Geschichte Baierns, Bd. 6, Gotha 1903, S. 228-229; Rosenthal, Eduard: Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Baierns, Bd. 2, Neudruck, Aalen 1968 (1906), S. 136; Hiereth, Sebastian: Die bayerische Gerichts- und Verwaltungsorganisation vom 13. bis 19. zum Jahrhundert, (Historischer Atlas von Bayern / Teil Altbayern I), München 1950, S. 105-106 u. Blicke-Littwin, Renate: Besitz und Amt. Bemerkungen zu einer Neuerscheinung über bäuerliche Führungsschichten, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 40 (1977), S. 277-290.
- <sup>57</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>58</sup> Ebd.
- <sup>59</sup> Ebd.
- <sup>60</sup> Ebd.
- <sup>61</sup> BayHStA, RKG Nr. 196, Q 9.
- <sup>62</sup> BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>63</sup> BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 66, fol. 107v, 21.5.1608.
- <sup>64</sup> Siehe StAM, Schwaben, Kurbayern, Hofkammer, Ämterrechnungen, Schwaben, Gericht, Gerichtsrechnung 1590.
- <sup>65</sup> Siehe Lütge, Friedrich: Die bayerische Grundherrschaft. Untersuchung über die Agrarverfassung Altbayerns im 16.-18. Jahrhundert, Stuttgart 1949, S. 80 u. Goez, W.: Beutellehen, in: Erler, Adalbert / Kaufmann, Ekkehard (Hg.): Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 3, Berlin 1984, Sp. 655-662 u. Bd. 1, Berlin 1971, Sp. 400-401.
- <sup>66</sup> BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>67</sup> Siehe BayHStA, KL Ebersberg Nr. 41.
- <sup>68</sup> Siehe Albrecht, Dieter: Staat und Gesellschaft. Zweiter Teil: 1500-1745, in: Spindler, Max (Hg.): Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 2, 2. überarb. Aufl., München 1988 (1969), S. 641-642 u. Blicke, Renate: Leibeigenschaft. Versuch über Zeitgenossenschaft in Wissenschaft und Wirklichkeit, durchgeführt am Beispiel Altbayerns, in: Peters, Jan (Hg.): Gutsherrschaft als soziales Modell. Vergleichende Betrachtungen zur Funktionsweise frühneuzeitlicher Agrargesellschaften, (Historische Zeitschrift, Beiheft, NF, 18), München 1995, S. 53-79.
- <sup>69</sup> Siehe BayHStA, KL Ebersberg Nr. 26, fol. 211r.
- <sup>70</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>71</sup> Zit. nach Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch, Bd. 2, Nachdruck d. 2. Ausg. v. 1872-1877, München 1985 (1827-1837), Sp. 200.
- <sup>72</sup> Ebd.
- <sup>73</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>74</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>75</sup> Die heutige Tätigkeit des Anwalts teilten sich damals zwei Berufe, der Advokat und der Prokurator. Diese Unterscheidung stammte aus dem kanonischen Prozess: „Der (sachführende) Prokurator vertrat die Partei vor Gericht, der juristisch gebildete (verfahrensbereitende und beratende) Advokat verfasste (zu Hause) die Rechtsgutachten (Schriftsätze)“. Siehe Heydenreuter, Reinhard: Der landesherrliche Hofrat. Studien zum Behördenaufbau und zur Behördenreform unter Herzog bzw. Kurfürst Maximilian, (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 72), München 1980, S. 218.
- <sup>76</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 195, Q 3.
- <sup>77</sup> BayHStA, RKG Nr. 195, Q 1.
- <sup>78</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 4.
- <sup>79</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>80</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 196, Q 9.
- <sup>81</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 6712.
- <sup>82</sup> BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 14.
- <sup>83</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3683 Nr. 125, Hofrat, pars 4, Q 8.
- <sup>84</sup> BayHStA, RKG Nr. 196, Q 10.
- <sup>85</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 195, SpPr.
- <sup>86</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 66, fol. 54r, 28.4.1608.
- <sup>87</sup> Ebd.
- <sup>88</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 67, fol. 118v, 14.8.1608
- <sup>89</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 66, fol. 167v, 17.6.1608.
- <sup>90</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 11.
- <sup>91</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 196, Q 12. Die Liste spricht von 71 Personen, doch zwei Personen sind jeweils doppelt aufgeführt. Die Anhänger des Wolf Hannes stammten aus folgenden Orten: Dietmering (6), Berg (7), Lieging (5), Altmannsbach (5), Abersdorf (9), Birkach (11), Steinhöring (11), Hohenlinden (8), Mühlhausen (5), Buchschechen (1) und Kreith (1).



- <sup>92</sup> Ziehe Behringer, Wolfgang: Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit, München 1988, S. 285.
- <sup>93</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 196, Q 1.
- <sup>94</sup> Siehe Hinz, Manfred, Mandatsprozeß, in: Erler, Adalbert / Kaufmann, Ekkehard (Hg.): Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 3, Berlin 1984, Sp. 232-240.
- <sup>95</sup> BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>96</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3674 Nr. 94, Hofkammer, Nr. 31.
- <sup>97</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 195, Q 14b.
- <sup>98</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 195, Q 24.
- <sup>99</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 196, Q 4.
- <sup>100</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 196, Q 4.
- <sup>101</sup> Siehe BayHStA, RKG Nr. 195, Q 16.
- <sup>102</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 74, fol. 167v f., 20.6.1609.
- <sup>103</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 73, fol. 37r, 16.1.1609.
- <sup>104</sup> BayHStA, GL Fasz. 3683 Nr. 125, Hofrat, pars 4, Protokollband des Hofrates, Eintrag v. 19.1.1609.
- <sup>105</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 73, fol. 37r, 16.1.1609.
- <sup>106</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 76, fol. 249v, 29.12.1609.
- <sup>107</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 82, fol. 125r, 15.5.1610.
- <sup>108</sup> Siehe BayHStA, GL Fasz. 3655 Nr. 5, Jesuitenkolleg, Nr. 7.
- <sup>109</sup> BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 83, fol. 229, 18.9.1610.
- <sup>110</sup> StAM, Br Pr Ebersberg Nr. 182, fol. 88v.
- <sup>111</sup> Siehe BayHStA, Kurbayern Hofrat Nr. 232, fol. 187r ff., 30.4.1630.
- <sup>112</sup> BayHStA, KL Ebersberg Nr. 46 1/3. Diesen Bericht verfasste der ebersbergische Forstmeister Nikolaus Lechner, bestimmt kein Parteigänger der Aufständischen.

#### Bildnachweis

Kreisdokumentation des Landratsamtes Ebersberg: Abb. 1.  
Bernhard Schäfer, Jakobneuharting: Abb. 2, 3.  
Stadtarchiv Ebersberg: Abb. 4.

## Dr. Desiderius Beck – Ein Sohn Ebersbergs gründet das erste Moorbad Bayerns: Bad Aibling\*

Antje M. Berberich

Ein Schreiben, das der Markt Aibling mit Datum des 17. Mai 1895 vom königlich-bayerischen Staatsministerium des Innern in München erhielt, leitete für diesen kleinen Ort im bayerischen Voralpenland eine neue Epoche ein, die gewaltige Veränderungen mit sich bringen sollte. Denn in dem „Im Namen seiner Majestät des Königs von Bayern“ per Boten nach Aibling gesandten Brief stand folgender Beschluss: „Seine königliche Hoheit Prinz Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser, haben Allergrnädigst zu genehmigen geruht, daß der Markt Aibling künftig den Namen ‚Bad Aibling‘ führe.“ (Abb. 1)

Durch diese Prädikatisierung hatten die rührigen und zielstrebigsten Aiblinger endlich „Blau auf Weiß“ das in Händen, worauf sie jahrzehntelang fleißig hingearbeitet hatten. Dieser Brief, unterzeichnet von Freiherrn von Feilitzsch, schlug wie eine Bombe in der Gemeinde ein. Alle noch so bescheidenen Hoffnungen und Wünsche waren erfüllt. Alle Wege standen offen. Man war sich der großen Herausforderung, der Verpflichtung die sich stellte, be-

wusst. Es lohnte nun zu investieren, denn damals schon galt das Wörtchen „Bad“ vor dem Ortsnamen als ein besonderes Gütezeichen.<sup>1</sup> Begonnen hatte der Aufschwung des Ortes mit dem Bau der Maximiliansbahn. Seit seiner Anbindung an die „große weite Welt“ konnte Aibling auch eine Reihe von Hotels und Pensionen aller Kategorien vorweisen: das Johannisbad, das Wilhelmsbad, das Hotel Schuhbräu, das Posthotel sowie die Pension Karolinschlösschen, um nur einige zu nennen. Auffallend war der Beginn einer regen Bautätigkeit; insbesondere der von schönen Villen und Wohnhäusern, die heute noch eine sehenswerte Architektur vorzeigen.

### Die Familie Beck

Karl Theodor Beck, Herrschaftspfleger des bayerischen Großpriorats des Johanniterordens, und seine Frau Anna, eine geborene Schuh, lebten mit ihren Kindern im Ebersberger Schloss.

Zwei ihrer Söhne gingen bald nach Beendigung des Studiums in die Geschichte Bayerns ein. Der jüngere, Chri-



## Der Geistliche Rat und spätere Bischof Johann Michael Sailer im Exil in Ebersberg

In Ebersberg ist wohl kaum bekannt, dass vor zweihundert Jahren in diesem Ort eine geistliche Persönlichkeit höchsten Ranges sechs Jahre lang lebte und über die Grenzen des Klostermarktes hinaus durch die Verbreitung seiner philosophischen und theologischen Schriften wirkte. Der Gastgeber dieses später so bedeutenden katholischen Kirchenmannes soll hier nicht unerwähnt bleiben, weil er: erstens der Vater des Aiblinger Badbegründers war und zweitens sein hoher Gast an der geistigen Erziehung des jungen Desiderius einen wesentlichen Anteil hatte.

Karl Theodor Beck, Vater des Mediziners Desiderius Beck und des Philologen Friedrich Ignaz Beck, sollte bald durch bewiesene Zivilcourage in die Kirchengeschichte eingehen. Als amtierender Großprioratspflegbeamter der bayerischen Zunge des Johanniterordens<sup>4</sup> nahm er einen zu jener Zeit von der Obrigkeit geächteten hohen Geistlichen – einen lieb gewonnenen Studienkollegen – freundschaftlich bei sich auf. Beck gewährte dem ehemaligen Jesuiten, dem Doktor der Theologie und Philosophie Johann Michael Sailer, dem späteren Bischof von Regensburg, als dieser ins Exil musste, von 1794 bis 1800 in seiner damaligen Wohnung im Ebersberger Schloss Logis. Fruchtbar für alle sollte diese Brachzeit im Leben Sailers sein. Denn Karl Theodor Beck gewann durch den steten freundschaft-

stian Friedrich Ignaz Beck, geboren am 20. Juni 1806, studierte unter Schelling Philosophie und unter Thiersch Philologie. Mit Eifer widmete sich der vielseitig Talentierte der Landschaftsmalerei. Der beliebte Professor am Ludwigsgymnasium in München wurde durch seine Passion zur Literatur ein für seine Zeit berühmter Dichter und Schriftsteller. Er war Mitbegründer der „Gesellschaft zu den drei Schilden“, aus der später der „Historische Verein von Oberbayern“ und das „Germanische Museum“ in Nürnberg hervorgingen.<sup>2</sup> Er starb in München (Barerstraße 6/III) nach langer Krankheit am 30. August 1888. Er fand seine letzte Ruhestätte am südlichen Alten Friedhof.

Desiderius Beck, der ältere Sohn von Anna und Karl Theodor Beck, wurde am 28. Januar 1804 geboren. Er sollte schon als Dreißigjähriger wesentlich dazu beitragen, die Balneologie in Bayern als selbständige medizinische Disziplin in der Gesundheitsvorsorge zu etablieren. Er war der Begründer des Aiblinger Moorbades. Dr. med. Desiderius Beck errichtete 1844 als Landgerichtsarzt von Aibling, also schon 51 Jahre vor dem oben genannten historischen Brief Prinzregent Luitpolds, an seinem Dienort die Grundlagen einer „Soole- und Moorschlammbadanstalt“. Aus dieser ging später das „Hotel Ludwigsbad“ hervor.<sup>3</sup> Beck selbst konnte die Krönung seines Lebenswerkes nicht mehr erleben. Zum Zeitpunkt der Ernennung des Marktes zum Bad ruhte er bereits achtzehn Jahre auf dem Aiblinger Friedhof.

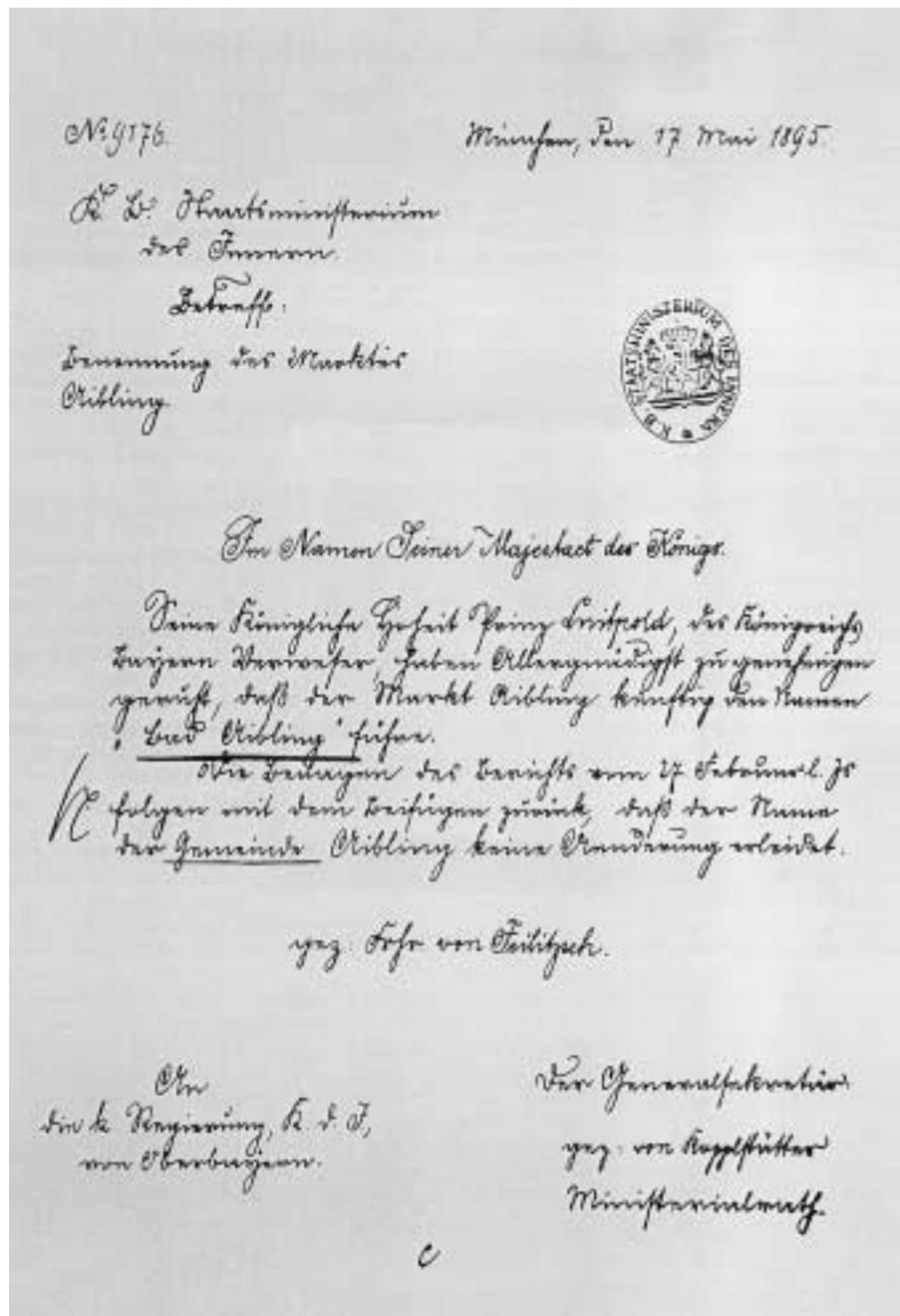


Abb. 1: Mit Schreiben vom 17. Mai 1895 erhielt Aibling die staatliche Anerkennung als Heilbad.

lichen Umgang mit Sailer nicht nur an christlicher Vollkommenheit, sondern auch tiefere Einsicht in die christliche Lehre und Philosophie. Daraus konnte er später für die Ausübung seines weltlichen Berufes großen Nutzen ziehen, wie er selbst einmal schrieb.<sup>5</sup> Auch die Söhne wurden vom Vater nach den geistigen Maximen Sailers erzogen, was sich später in deren Wirken wieder spiegeln sollte. Wie ein roter Faden zog sich die Aura des liebgewonnenen langjährigen Gastes durch das Leben der Familie Beck.

In einer Biographie widmete Georg Schwaiger der fruchtbaren Zeit Sailers in Ebersberg ein ganzes Kapitel. Denn „in der erzwungenen, doch eifrig genutzten Muße zu Ebersberg“<sup>6</sup> entstanden einige bedeutende Schriften, auf die ich noch zurückkommen werde.

Unter seinem Förderer, dem umsichtigen Kurfürsten Max III. Joseph, wurde Sailer zunächst (1777-1780) öffentlicher Repetitor der Philosophie und Theologie. Als Professor der Dogmatik an der Universität in Ingolstadt und später (1784-1794) als Professor der Ethik und Pastoraltheologie an der Hochschule in Dillingen mitbegründete er deren guten Ruf. Eine meisterhafte Lehrgabe und hohe Gelehrsamkeit zeichneten ihn aus. Unzählig viele Studierende aller Berufsklassen und Stände, selbst aus entferntesten Gegenden, zog er wie ein Magnet an.<sup>7</sup> Kein Wunder, dass der so beliebte Lehrer der Obrigkeit suspekt wurde und sich bald Wege fanden, ihn außer Gefecht zu setzen.

Der Verbannung Sailers nach Ebersberg 1794 gingen unzählige Querelen

voraus. Er war für die damalige Zeit zu fortschrittlich und es bestand Gefahr, dass er als negatives Vorbild seine Studenten auf verbotene Pfade der christlichen Ethik führen könnte. Seine Schriften und Vorträge erregten Aufsehen, aber auch Neid bei den obersten Geistlichen zu St. Salvador in Augsburg. Intrigen und Verdächtigungen beim päpstlichen Nuntius seitens seiner Feinde sollten ihn bald zu Fall bringen. Den größten Tadel erhielt er dafür, dass er seine ihm anvertrauten Schüler mit den Schriften der neuesten deutschen, zur damaligen Zeit zu fortschrittlichen Literatur bekanntmachte. Dies war auch ein Grund zur Entlassung Sailers als Professor an der Dillinger Universität.

Aber letztendlich wurde Sailers guter Ruf durch eine kleine Anspielung, ein „Ondit“, das man geschickt zu Ohren seiner Vorgesetzten brachte, zunichte gemacht. Kurfürst Karl Theodor wurde hinter vorgehaltener Hand zugerant, dass Sailer sich dem Orden der Illuminaten<sup>8</sup> zugewandt und sich dadurch der Sektiererei schuldig gemacht habe. Eine glatte Verleumdung. Doch Sailer fiel in Ungnade. Der wohlmeinende, aber zu schwache und seit Ausbruch der Revolution in Frankreich ängstlich gewordene Bischof Clemens Wenzeslaus ließ Sailer fallen. Er zog dessen Ernennung zum kurfürstlichen Hofprediger ohne Vorwarnung zurück. Als Sailer von einer Erholungsreise am 4. November 1794 frohen Mutes, bekleidet im damals üblichen Professorentalar, ins Dillinger Kollegium kam, um am feierlichen Hochamt zur Eröffnung des neuen Studienjahres teilzunehmen,

überreichte ihm auf der Stiege ein eben erst neu eingesetzter Vorstand das Dekret seiner Entlassung. Sailer war sprachlos. Er ging sofort auf sein Zimmer, erschien nochmals kurz und wortlos zum gemeinsamen Mittagstisch. Am folgenden Morgen verließ er vorerst die Stadt. Nach zwei Tagen kam er nochmals zurück und suchte sodann Zuflucht bei seinem Freund Sebastian Winkelhofer in München, der ihn herzlich aufnahm. Nach entwürdigenden Untersuchungen wurde ihm am 28. Oktober 1794 sein Lehramt entzogen und alsbald das Predigen in der Haupt- und Residenzstadt München verboten. Was half es, dass eben dieser Bischof Wenzeslaus viele Jahre später einsah, welch Unrecht er Sailer angetan, als er ihm für jede pseudo-mystische Entgleisung kleiner Grüppchen ungerechtfertigt die Verantwortung übertragen hatte.<sup>9</sup>

Nachdem sämtliche Bezüge entfielen, musste Sailer auf die frühere Malteserpension von 240 Gulden sowie auf kleine Bezüge aus dem Benefizium in Aislingen zurückgreifen. Man verwies ihn nicht außer Landes, wie ursprünglich beschlossen, sondern ließ Gnade walten, da er gebürtiger Bayer war.<sup>10</sup> Unter diesen Umständen war für ihn kein Verweilen in München mehr möglich. Sailer zog es vor in die Provinz zu gehen, weil die Repressalien in der Hauptstadt nicht nachließen. Er folgte der Einladung eines jüngeren Freundes aus der Augsburger Zeit, der „sieben Stunden vor München“ wohnte.<sup>11</sup> Er hatte Glück. (Abb. 2)

„Karl Theodor Beck, Pfleger zu Ebersberg, lud Sailer ein, bei ihm zu woh-



Abb. 2: Johann Michael Sailer im Jahre 1794, als er nach Ebersberg kam.

nen. Dort, sagte er, in dem geräumigen, dem Malteserorden angehörenden Schlosse, einem ehemaligen Kollegium der Jesuiten, sollte ihm eine ganze Reihe von Zimmern zu Gebote stehen; auch die Gärten und die Umgebung des Schlosses würden ihm Vergnügen und Bewegung gewähren. Sailer nahm diese Einladung mit Freuden an. Denn Beck hatte schon als studierender Jüngling in Augsburg, wo Sailer damals ohne irgend ein Amt von seiner Pension lebte und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, ihn öfters besucht und die innigste Verehrung und das herzlichste Vertrauen zu ihm gefaßt. [...] Sailer dankte Gott, der ihm einen so angemessenen Aufenthalt und nach zehnjähriger Anstrengung und

Arbeit eine so erwünschte Ruhe verschafft hatte. Er brachte aber diese Muße nicht untätig zu“, wie unzählige Schriften aus dieser Zeit bekunden. „In der Gesellschaft Becks und dessen Familie fand er die angenehmste Erholung“ und Schaffenskraft.<sup>12</sup>

Das genannte Malteserschloss, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, steht auf uraltem benediktinischen Boden auf dem weiland Chorherren gewirkt hatten. Herzog Wilhelm V. von Bayern hatte 1595 die wenigen Mönche von Ebersberg in das Kloster Mallersdorf versetzt und dann die Abtei mit allem Besitz an die Jesuiten übergeben. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu waren die ehemalige Stiftskirche zum heiligen Sebastian, die Klostergebäude und das ganze Vermögen der Jesuiten an die neue Zunge des Malteserordens übergegangen. Sailers Lieblingsplatz in Ebersberg befand sich unter einer majestätischen Linde im Schlosspark, die er später öfter, etwa in seinen Briefen an Gräfin Eleonore Auguste von Stolberg-Wernigerode, erwähnte.<sup>13</sup>

Von Ebersberg aus korrespondierte Sailer mit „Hoch und Nieder“.<sup>14</sup> Hier reiften die fruchtbaren Gedanken für seine Werke. Es entstanden „Die Übungen des Geistes zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes im Leben“ und „Das Buch von der Nachfolge Christi“, das, aus dem Lateinischen übersetzt, zum am weitest verbreiteten Volkslesebuch für Christen im deutschen Sprachraum wurde. Außerdem schrieb und verbesserte er seine „Pädagogischen Abhandlungen“ und entwarf das Tagebuch über die „Französische Revolution“. Ein anderes, ebenfalls .....

bekanntes Übersetzungswerk Sailers aus dieser Zeit waren die „Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung“, das letztendlich eine beachtliche Sammlung von sechs Bänden umfasste.

Segensreich für Sailer, trotz aller misslichen Umstände, die ihn zwangen nach Ebersberg zu fliehen, war diese Zeit im Münchner Osten. Aber keine Dauerlösung. Bald auch zeigte sich ein Silberstreifen am Horizont. Der Regierungsantritt des Kurfürsten Max IV. Joseph im Jahre 1799 brachte sowohl politisch als auch im Bildungswesen große Veränderungen. Unter dem fortschrittlichen Minister Montgelas fanden zahlreiche Neuberufungen statt. Die Zeit der Wende, der Aufklärung begann. Die Opfer der Illuminatenverfolgung wurden rehabilitiert. Von der Wiedereinstellung mehrerer Professoren, die im aufklärerischen Sinn tätig waren, profitierte auch Johann Michael Sailer. Denn am 24. Oktober 1799 erging die förmliche Ernennung des Geistlichen Rates Sailer „zum öffentlichen ordentlichen Lehrer der Moral- und Pastoraltheologie [...] auf der Hohen Schule zu Ingolstadt mit einem Gehalt von 600 Gulden [...] nebst freier Wohnung [...]“<sup>15</sup> Das bedeutete bald Abschied von Ebersberg zu nehmen.

Das vielleicht letzte schriftliche Werk des „Herrn Joh. Michael Sailer, d. G. D. und churpflzb. wirkl. geistl. Rathe“<sup>16</sup> in Ebersberg war die Vorrede zu Joseph Hubers Werk „Isidor, Bauer zu Ried. Eine Geschichte für das Landvolk, wie auch für unsere Bürger in Städten“.

(Abb. 3) Huber wirkte, nach seiner



Freiresignierung auf die Pfarrei in der Au, um die Jahrhundertwende als Pfarrer an der Valentinskirche in Ebersberg,<sup>17</sup> die sich an der Stelle des heutigen Gasthauses „Neuwirt“ am Marienplatz befand und 1807 abgerissen wurde.

Zu Sailers gern gesehenen Gästen aus Ebersberg mit denen er „gute Gespräche mit Gleichgesinnten“ führte, gehörte außer seinem Gastgeber Karl Theodor Beck wohl auch Pfarrer Joseph Huber. Sailer hatte seine sechsjährige „aufgezwungene Brachzeit“<sup>18</sup> in Ebersberg zu emsiger literarischer Tätigkeit

redlich genutzt.

Somit verließ Sailer Ende 1799 das gastfreundliche und ihm lieb gewordene Ebersberg, um mit frischem Elan seine Lehrtätigkeit an der neu reformierten theologischen Fakultät in Ingolstadt aufzunehmen.<sup>19</sup> Nach wechselvollen Jahren in Landshut, wohin die Universität Ingolstadt im Jahre 1800 verlegt worden war, ernannte man Sailer 1821 zum Domkapitular in Regensburg. Am 28. Oktober 1829 wurde der hochbetagte, 1822 zum Weihbischof und Koadjutor, 1825 zum Dompropst und Generalvikar ernannte Geistliche



Abb. 3: Der Innentitel des Werkes „Isidor“ von Joseph Huber, zu dem Johann Michael Sailer ein Vorwort verfasste.

im Regensburger Dom feierlich als Bischof eingeführt.<sup>20</sup> (Abb. 4)

Viel Zeit blieb Johann Michael Sailer nicht mehr, um seinen Mitmenschen die in seinem Leben gesammelten Erfahrungen mitzuteilen. Am 20. Mai 1832 schief der „größte Bischof des 19. Jahrhunderts“<sup>21</sup> nach kurzer Krankheit ergeben und ruhig ein. Im Dom zu Regensburg wurden seine sterblichen Überreste feierlich bestattet.<sup>22</sup>



Abb. 4: Johann Michael Sailer 1825 als Domprobst und Generalvikar in Regensburg.

## Wundärzte und Bader

Kehren wir zurück zu Desiderius Beck. Aus Urkunden des Archivs der Ebersberger Patenstadt Bad Aibling geht hervor, dass die Pfarrkirche „Zu Unserer Lieben Frau“ schon 1424 das Bad-Anwesen in der Kirchzeile 10 (heute Nr. 11) aus privater Hand kaufte. (Abb. 5) Mit dem Erwerb dieses Hauses war auch die Badergerechtsame verbunden. Das heißt, dass die medizinische Betreuung dieser Badstuben in den Händen von Badern, Wundärzten und Chirurgen lag, die diese „wilden Anstalten“ – wie sie von Außenstehenden ungerichterweise bezeichnet wurden – auch betrieben. Die Badergerechtsame vererbte sich vom Vater auf den Sohn.

Der Name Bader wird abgeleitet vom lateinischen „balneator“.<sup>23</sup> Die Besitzer der Badstuben in Aibling erhielten von der Pfarrkirche Leibgeding auf Lebenszeit. Sie mussten allerdings bei Übernahme eine Ablöse zahlen und jährlich die sogenannte „Stift“ entrichten, die hoch angesetzt war. Diese Modalität der Zahlung wurde erst 1851, mit Ablösung der Grundlasten, aufgehoben.

Auch das Badhaus neben dem Aiblinger Ratskeller war, wie in allen größeren Orten üblich, zugleich Mittelpunkt des geselligen Lebens. Allerdings wurden anfangs noch keine Sole- und Moorkuren verabreicht. Es wurde gebadet, geschröpft und zur Ader gelassen. Das Bad war die Wirkungsstätte des Baders, der bekanntlich vor allem als Wundarzt fungierte.



## Dr. Desiderius Beck

Desiderius Becks Geburt fiel in die Zeit der Kriegswirren zu Anfang des 19. Jahrhunderts, unter der das ganze bayerische Oberland sehr zu leiden hatte. Auch die Familie Beck war zu häufigem Domizilwechsel gezwungen. Während der Besetzung Tirols durch die Bayern war Vater Beck etliche Jahre bayerischer Beamter in Innsbruck. Dort drückte der junge Desiderius von 1809 bis 1813 die Schulbank. Es folgte der Umzug ins Werdenfelser Land, von dort nach München und schließlich nach Neuburg an der Donau, wo er das Gymnasium mit Bravour absolvierte.

Der begabte Schüler immatrikulierte sich alsbald an die Universität. Er lebte bei fleißigem Studium einige Jahre als Burschschafter – zuerst in München, dann in Würzburg. In Würzburg promovierte er 1826 mit Ehren zum Doktor der Medizin. Alsbald konnte der 22-Jährige seine erste Anstellung als Hausarzt des Grafen La Rosée in Isareck antreten.<sup>24</sup>

Seine Neigung zur Wissenschaft hatte Beck schon 1826 in seiner Dissertation „Versuche über die Acupunctur“ unter Beweis gestellt. Nur drei Jahre später, am 29. Juni 1829, ließ sich der nun 25-Jährige als erster praktischer Arzt und Doktor der Medizin, Chirurgie



Abb. 5: Das Baderhaus in der Aiblinger Kirchzeile um 1900.

und Geburtshilfe im Markt Aibling nieder. Schon bald zog Beck nach Rosenheim um seiner Berufung als Arzt nachzugehen. Hier fand er auch sein privates Glück durch die Bekanntschaft mit der Brauerstochter Apollonia Zollner. Er warb um sie, aber der sorgende Vater machte die Zustimmung zur Verhehlung von dem Kauf eines Hauses in Rosenheim, mit dem eine Baderkonzession verbunden war, abhängig. Damit sollte der Grundstein zu einer gesicherten Zukunft der angehenden Familie gelegt werden. Am 3. Juni 1831 erwarb Dr. med. Desiderius Beck das Anwesen des Chirurgen Huber. Darauf erhielt er das Einverständnis des

Bierbrauerehepaars Anna und Sebastian Zollner zur Verhehlung mit deren jüngsten Tochter.<sup>25</sup> Zehn Tage später, am 13. Juni des gleichen Monats, fand in einem feierlichen Rahmen die Trauung statt. (Abb. 6 u. 7) Zwei Töchter gingen aus dieser Ehe hervor. 1833 wurde Tochter Anna († 1916) und 1849 Tochter Hildegard († 1927) geboren.

### Im Dienst des Landgerichts

Nicht lange währte der Aufenthalt Becks in Rosenheim. Bald erfolgte sein erster beruflicher Aufstieg. Am 12. Oktober 1835 wurde der von seinen Ro-



Abb. 6 u. 7: Dr. Desiderius Beck und seine Frau Apollonia Beck, geborene Zollner.



### „Soole- und Moorschlamm-badanstalt“

senheimer Patienten so geschätzte Arzt vom Ministerium des Innern als Amtsarzt für das Landgericht Wolfratshausen in den Staatsdienst übernommen. Es sollte sein vorletzter Umzug sein.

Als dann am 23. Mai 1838 das zuvor mit Verfügung vom 28. Juli 1807 aufgelöste Landgericht Aibling wieder errichtet wurde, baten die Vertreter der Behörde, Beck möge nach Aibling zurückkehren. Er stimmte zur Freude seiner Patienten sofort zu. Ab Oktober des gleichen Jahres bekleidete Beck die Position eines angesehenen Landgerichtsarztes, der weiterhin sein Wissen über das heilende Moor vertiefte. Mit dem Landarzt Gschwändler begann er in dessen Haus in der Kirchzeile mit der Verabreichung der ersten salischen Moorbäder und den genauen Aufzeichnungen über Erfahrungen und Heilerfolge. So entstand hier die Grundlage der balneologischen Anwendung von Moor. Als Beck in Aibling als Erster in Bayern Moorbäder verabfolgte, war diese Form der Badetherapie noch verhältnismäßig jungen Datums. Historisch belegt ist die Moorbehandlung erstmals Ende des 18. Jahrhunderts.<sup>26</sup> Beck ließ die positiven Erfahrungen seiner Kollegen in Karlsbad und anderer renommierter Heilbäder seinem Forschungsbereich einfließen. Weil der Schlamm reich mit Eisen, Harz und humussaurigen Salzen angereichert war, bewährte er sich zur Anwendung bei „verschiedenen rheumatischen Lokalfektionen, Hüftweh, nervösen Leiden, Hysterie und Hypochondrie“<sup>27</sup> sowie bei Lähmungen und Geschwüren. Vor allem bei Frauenleiden jeder Art empfahl Beck das heilende Moor.

Am 21. August 1844 erhielt Beck die oberpolizeiliche Bewilligung eine Badeanstalt für einfache und gemischte Bäder zu errichten. Noch im September desselben Jahres erfolgte der erste Spatenstich und bereits im Mai 1845 wurden die ersten Bäder in seiner „Soole- und Moorschlamm-badanstalt“, die anfänglich sechs Räume für Sole- und drei für Moorbäder umfasste, verabreicht. Die zur Anwendung kommende Sole stammte aus Berchtesgaden und Bad Reichenhall und wurde in einer Soleleitung, die als frühes Wunderwerk der Technik galt, nach Rosenheim gepumpt und von dort in Fässern nach Aibling gebracht. Im gleichen Jahr bewilligte der Magistrat „dem Dr. Beck die Errichtung einer Wasserleitung von der Glonn zur Badanstalt“.<sup>28</sup>

Beck kaufte in der Folgezeit weitere Grundstücke sowie zwei Moorstücke. Bis dahin hatte der Kolonist Weidacher aus Großkarolinenfeld täglich mit seinem Einspänner „frisch gestochenen nassen Torf“ geliefert. Auf dem erworbenen Bauland, dem sogenannten „Armenhausacker“, errichtete der humanistisch gebildete Arzt für sich und seine Familie ein Wohnhaus, das spätere „Hotel Ludwigsbad“, Rosenheimerstraße 18, und konnte so alsbald den engen Verhältnissen in der Kirchzeile den Rücken kehren. (Abb. 8)

Bezeichnend für Becks, die Idylle und Beschaulichkeit liebendes Wesen, ist die Anbringung folgenden Verses an seiner Hausfront:



Abb. 8: Das Ludwigsbad in Bad Aibling um 1900. Bald wird auch dieses Gebäude der Abrissbirne zum Opfer fallen.

„Eigen ist mir ein Haus, von Quellenbächen umgeben; Nirgends mehr findest du blühender solchen Besitz; Dank der Gnade des Himmels und dank dem fruchtbaren Boden. Auch die Nähe des Markts macht mir besonders ihn lieb. Fern vom Getriebe der Menschen und fern vom Lärmen der Städte, freue ich hier mich der Ruh', die ich so oft mir erwünscht.“<sup>29</sup>

Heute ist es schon lange vorbei mit der Stille. Seit Jahrzehnten steigert sich der Durchgangsverkehr durch Aibling Richtung Autobahn, vorbei am Hotel Ludwigsbad, ins Unerträgliche. Den Todesstoß versetzte diesem Hotel die Ge-  
.....

sundheitsreform, so dass es vor einiger Zeit zur Aufgabe gezwungen und letztendlich verkauft wurde. Das völlige Aus naht in absehbarer Zeit, wenn der neue Besitzer das altherwürdige Ludwigsbad zugunsten eines modernen Klinikums abreißen lässt.

In seinem kleinen Werk „Die Soole-, Moor- und Schlamm-Badanstalt in Aibling, 1846“, erzählt Beck wie er durch die von Naturschönheit begünstigte Lage am Gebirge, das milde und gesunde Klima, die Nähe Rosenheims mit seiner Saline, von der Sole bezogen werden konnte, zu diesem Unternehmen veranlasst wurde. Das Vorhandensein „keiner gewöhnlicher Landwirthsgasthäuser [...], wo schon Leute mit Rang und Namen beherbergt wurden



trifft der Fremde ein vortreffliches mit Pferdehaar-Matratze und reinlichen Linnen versehenes Bett [...]“

Becks lang gehegter Wunsch, in Aibling ein Moorheilbad zu etablieren, hatte die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden und seine ausgeklügelten Ideen sollten bald zum Erfolg führen.

Als das Kurbad noch in den Kinderschuhen stak, zählte die Marktgemeinde etwa 1300 Einwohner. Täglich wurden von Einheimischen und Auswärtigen im Durchschnitt 20 Bäder beansprucht. Bald aber sprach sich der Erfolg des heilenden „schwarzen Goldes“ herum; auch sehr illustre Gäste reisten an. Aibling hatte es geschafft. Die Zahl der Linderung und Heilung Suchenden stieg rasant in die Höhe und erreichte alsbald das Sechsfache.<sup>30</sup>

Beck begnügte sich nicht mit dem momentanen Stand der medizinischen Kurheilung. Er forschte weiter und kam zu der Erkenntnis, dass das bis dahin als heilbringend angepriesene Salz in der Kurpackung ausgespart werden musste und er mengte statt dessen nur noch Wasser, Kräutersäfte sowie Kuh- oder Ziegenmilchmolke bei. Bald ließ er auch diese Mischung weg und beschränkte sich auf täglich frisch gestochenen, mit Wasser vermengten Torf. Zu guter Letzt führte er die Massage ein. Das alles zeigt sein profundes Wissen um die Ganzheit des Körpers und die Notwendigkeit der Mobilmachung eigener Heilkräfte. Bis heute wird nicht anders verfahren und Aibling verdankt dieser Methode wohl im wesentlichen seine Existenz als Bad und Kurstadt. Dass das ländliche Aibling schon damals von dankbaren Gästen aus nah

und fern häufig besucht wurde, beweisen die heute noch vorhandenen Kurlisten und Dankeschreiben von Schmerzen Befreiter.

Die Bürger Aiblings, Kurgäste und Touristen haben Beck indes noch viel mehr zukunftsweisende Ideen und Ausführungen derselben zu verdanken, die der Gemeinde heute noch ein besonderes Kulturkolorit verleihen.

### **Verschönerungsverein, Musik, Kunst und Literatur**

Im Stadtarchiv Aibling befindet sich ein Akt „Die Ortsverschönerung 1842-54 betreffend“; ein Indiz dafür, dass sich Beck schon früh Gedanken darüber machte, dass zur Erholung der Kurgäste nach der manchmal sehr strapaziösen Behandlung eine Parkanlage und viele Grünflächen gehören. Die Umsetzung solcher Ideen konnte jedoch nur ein organisierter Verein bewerkstelligen. Der Anstoß war da, aber das Interesse damals ziemlich dürftig. Erst im Jahre 1866 fand mit Genehmigung des Königlichen Bezirksamtes Rosenheim eine Versammlung statt, an der viele Interessenten teilnahmen. Noch am selben Tag konstituierte sich ein Verschönerungsverein.<sup>31</sup> Sein Ziel war die Schaffung eines Kurparkes, der mit herrlichem Baumbestand und dem Irlachweiher mit seiner fast sieben Hektar großen Fläche noch heute einen Ort der Ruhe und Entspannung bildet. Später wurden zahlreiche Wanderwege und vor allem Alleen rund um Bad Aibling geschaffen. Der Verein trug wesentlich dazu bei, Aibling zu einem beliebten Ort nicht nur für Heilung Su-  
.....



chende, sondern auch für Kurzausflüger und Wanderer zu machen.

Als wirksamstes Mittel erschien dem Verschönerungsverein die Einrichtung eines gemeinsamen geselligen Mittelpunktes, der 1882 in Form eines zweckmäßig ausgestatteten „Nachmittag-Unterhaltungslokals“ verwirklicht wurde.<sup>32</sup> Die positive Aufnahme dieser Begegnungsoase von Seiten der Einheimischen und Gäste war so überwältigend, dass die Verantwortlichen im November 1905 beschlossen, ein Kurhaus am Gelände des Lärchenwaldes zu errichten. Nachdem die erhaltenen Spenden nicht ausreichten und das Projekt zu scheitern drohte, griff die Gemeinde den Engagierten unter die Arme und rettete das Unternehmen durch eine öffentliche Zinsbürgschaft. Am 28. Juni 1907 war es soweit. Das erste Aiblinger Kurhaus wurde im Rahmen eines Festprogramms eröffnet. Bald stand auch eine kleine Bibliothek und eine Kurkapelle den Gästen zur Verfügung.

Auch unter Künstlern und Literaten wurde Aibling als Geheimtip gehandelt. Sie kamen nicht nur, um die Vorzüge des Heilbades zu genießen, sondern auch, um auf der von ihnen so geschätzten Bühne Gastspiele zu geben. Nachdem auf Initiative Dr. Desiderius Becks die „Liedertafel Aibling“ gegründet worden war, übertraf das künstlerische Angebot dieses Ortes das vieler anderer bekannter Bäder. Dieser A-cappella-Chor konnte schon bei der Vereinsgründung im November 1845 mit 20 eingetragenen Mitgliedern aus der Taufe gehoben werden. Beitreten konnte, „ohne Unterschied des Stan-

des, jeder anständige Mann von untadelhaftem Leumund [...], vorausgesetzt, daß er einige musikalische Kenntnisse besitzt.“<sup>33</sup> Aus dieser Liedertafel ging der 1974 gegründete, gemischte „Joseph Haas-Chor“ hervor, der heute 55 Mitglieder zählt und durch seine vielen Gastspielreisen brillierend, unzählige Musikliebhaber zusammenführt.

### **Bahnlinie München-Rosenheim über Aibling**

Einer seiner größten Triumphe gelang Beck 1855, als er erreichte, die dafür Zuständigen zu überzeugen, den Bau der „Maximiliansbahn“ von München nach Rosenheim über Aibling zu leiten, obwohl seit Anfang der 50er Jahre eine andere Streckenlegung geplant war. 1856 wurde mit dem Bau begonnen, 1857 erfolgte die Einweihung, aber erst ein Jahr danach wurde sie endgültig in Betrieb genommen. Viele Arbeitsplätze galten nun als gesichert. Auch die Hauptstadt rückte praktisch näher. Aibling erlebte einen großen Aufschwung. Man kann mit Fug und Recht behaupten: die Verlegung der Bahn trug wesentlich dazu bei, dass der Ort mit dem Prädikat „Heilbad“ ausgestattet wurde. Denn bald schon wurde er durch die Kurgäste, die fortan ihr geliebtes Bad leichter erreichen konnten, über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht und gern besucht.<sup>34</sup>

Leider sollte gerade dieses Jahrhundertereignis den Initiator und Badbegründer Beck in einer besonders schwierigen Lage vorfinden. Die ständig ansteigende Zahl der Gäste forder-

te den Kauf eines Grundstücks zum Zwecke der Erweiterung des Hauses. Außerdem standen erhebliche Renovierungsarbeiten im Badhaus an. Beck hatte sich finanziell völlig übernommen und geriet in pekuniäre Schwierigkeiten. Versuche, staatliche Zuschüsse zu erlangen, schlugen fehl. So musste der Mann, der eine Pionierleistung ersten Ranges vollbracht hatte, 1857 sein Bad um den geradezu lächerlichen Preis von 20.000 Gulden veräußern.<sup>35</sup> Sein Lebenswerk zerbrach.

Dr. Desiderius Beck übte aber weiterhin seine amtsärztliche Tätigkeit im Markte Aibling aus. Als am 1. Mai 1874 das „Kurhotel Johannisbad“ mit großem Pomp eröffnet wurde, war am Schluss der auf die neue Einrichtung hinweisenden Zeitungsanzeige vermerkt, dass „der Herr königliche Bezirksarzt Dr. Beck zu ärztlichen Consultationen bereit“ sei.

Der Gründer des Moorbades Aibling wurde 1875 in feierlicher Form zum ersten Ehrenbürger Aibblings erhoben und ihm zu Ehren im Rathaus eine Gedenktafel enthüllt. Zwei Jahre darauf, am 11. August 1877, setzte der Tod dem achtundsiebzigjährigen Menschenfreund ein Ende.

Sein Lebenswerk freilich lebt fort. Seit 1922 erinnert in Bad Aibling eine Dr.-Desiderius-Beck-Straße an den gebürtigen Ebersberger und eine Dr.-Desiderius-Beck-Medaille wurde an einige Aiblinger Bürger verliehen, die sich um die „stille Industrie“ des Ortes verdient gemacht hatten.<sup>36</sup>

### Anmerkungen

\* Mein besonderer Dank geht an Herrn Kreisheimatpfleger Helmut Loose, Bad Aibling, und Frau Marianne Weber (†) vom Stadtarchiv Bad Aibling für allzeit freundliche Hilfestellung.

<sup>1</sup> Siehe Bad Aibling. 150 Jahre Moorkur-, 100 Jahre Heilbad, Festschrift, hg. v. Kurverein Bad Aibling, Bad Aibling 1995.

<sup>2</sup> Siehe Guggetzer, Martin: F. J. Beck – ein Ebersberger Dichter, in Ebersberger Zeitung, 186, 1949 [?].

<sup>3</sup> Siehe Daxer, Wolfgang: Land und Leute, Bayernfunk-Sendung d. BR, 21.10.1979, Sendemanuskript, München 1979, S. 11.

<sup>4</sup> Siehe Modi, Paul: Zur 75. Wiederkehr der Gründung des Bades Aibling, in: Aiblinger Wochenblatt, 55, 10.07.1921.

<sup>5</sup> Siehe Schwaiger, Georg: Johann Michael Sailer, der bayerische Kirchenvater, München 1982, S. 45.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Siehe Huber, Marcus: Johann Michael Sailer, Professor und nachmaliger Bischof von Regensburg im Exil zu Ebersberg 1794-1799, in: Ebersberger Anzeiger, 25, 24.12.1895.

<sup>8</sup> Siehe ebd.

<sup>9</sup> Siehe Schwaiger (wie Anm. 5), S. 43.

<sup>10</sup> Siehe ebd., S. 111.

<sup>11</sup> Siehe Schwaiger, Georg: Sailers frühe Lehrtätigkeit in Ingolstadt und Dillingen, in: Ders. / Mai, Paul (Hg.): Johann Michael Sailer und seine Zeit, (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 16), Regensburg 1982, S. 51-96, S. 78.

<sup>12</sup> Schmid, Christoph von: Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. II, Der hochselige Bischof Johann Michael von Sailer, Augsburg 1853, S. 184-185.

<sup>13</sup> Siehe Schwaiger (wie Anm. 5), S. 66.

<sup>14</sup> Siehe Huber (wie Anm. 7).

<sup>15</sup> Schwaiger (wie Anm. 5), S. 65.

<sup>16</sup> So die Angabe auf dem Innentitel des Werkes von Huber, Joseph: Isidor, Bauer zu Ried. Eine Geschichte für das Landvolk, wie auch für die Bürger in unseren Städten, 3., verbesserte Ausgabe, Augsburg 1804.

<sup>17</sup> Siehe ebd.

<sup>18</sup> Siehe Schwaiger (wie Anm. 5), S. 46.

<sup>19</sup> Siehe ebd., S. 66.

<sup>20</sup> Siehe ebd., S. 128.

<sup>21</sup> Siehe ebd., S. 211.

<sup>22</sup> Siehe ebd., S. 161.

<sup>23</sup> Siehe Daxer (wie Anm. 3), S. 11.



<sup>24</sup> Siehe Modi (wie Anm. 4).

<sup>25</sup> Siehe ebd.

<sup>26</sup> Siehe Kessler, Wolfgang: 150 Jahre Moortherapie in Bad Aibling, in: Mangfallgau 20 (1995), S. 114-121, S. 114.

<sup>27</sup> Siehe Modi (wie Anm. 4).

<sup>28</sup> Siehe L., K.: Bad Aibling und sein großer Mann. Dr. Desiderius Beck, der Gründer von Bayerns ältestem Moorbad, in: Mangfallbote, 02./03.03.1974.

<sup>29</sup> Modi (wie Anm. 4).

<sup>30</sup> Siehe ebd.

<sup>31</sup> Siehe Bad Aibling (wie Anm. 1).

<sup>32</sup> Siehe ebd.

<sup>33</sup> Siehe ebd.

<sup>34</sup> Siehe ebd.

<sup>35</sup> Siehe L. (wie Anm. 28).

<sup>36</sup> Siehe ebd.

#### Bildnachweis

Helmut Loose, Bad Aibling: 5, 6, 7, 8.

Stadtarchiv Bad Aibling: Abb. 1.

Stadtarchiv Ebersberg: Abb. 2, 3, 4.

# Der Ebersberger Raum in einer volkskundlichen Umfrage aus dem Jahre 1908 – Die Marktgemeinde Schwaben

Berthold Schäfer

## Zur Entstehungsgeschichte

Wie im „Land um den Ebersberger Forst 1 (1998)“ schon in näheren Einzelheiten dargelegt, trat der Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde im Jahre 1908 an sämtliche Bezirksamter in Bayern mit der Bitte heran, jeweils zehn in ihrem Amtsbereich gelegene Gemeinden auszuwählen und in diesen Mitarbeiter für eine groß angelegte Umfrage zu gewinnen, die eine „Sammlung volkstümlicher Überlieferungen und Gebräuche“ zum Ziel hatte.<sup>1</sup> Das etwa 400 Punkte umfassende Fragewerk<sup>2</sup> zu den Themenkreisen „Sitte und Brauch“, „Nahrung und Kleidung“, „Wohnung und Geräte“, „Glaube und Sage“ sowie „Volksdichtung und Mundart“ sollte in erster Linie von Bürgermeistern, Lehrern und Geistlichen bearbeitet werden, die in der Regel den umfassendsten Einblick in die relevante Materie besaßen und zudem am ehesten befähigt waren, ihre Kenntnisse angemessen zu Papier zu bringen.

Aus dem Bezirk Ebersberg, in dem der Verein für Volkskunst und Volkskunde im Jahre 1907 dreißig Mitglieder zählte, namentlich die Gemeindeverwaltungen Anzing, Aßling, Ebersberg,

Eglharting, Egmatting, Gelting, Glonn, Hohenlinden, Lampferding, Loitersdorf, Moosach, Oberndorf, Parsdorf, Plienung, Pöring, Schalldorf, Schwaben, Steinhöring, Straußdorf und Zorneding, den Magistrat Grafing, die Distriktgemeinde Ebersberg, den Bezirksamtmann Oskar Popp aus Ebersberg, den Bezirksamtsassessor Heinrich von Jan aus Ebersberg, den Gutsbesitzer Dr. Rudolf Saltmann aus Falkenberg, den Pfarrer Dr. Kaspar Eirainer aus Schwaben, den Baumeister Johann Baptist Haydn aus Schwaben, den Pfarrer Paul Scherer aus Zorneding, den Gutsbesitzer Hermann Schmederer aus Ebersberg sowie den Bauunternehmer Johann Bräutigam aus Kirchseeon,<sup>3</sup> haben sich sieben Beantwortungen des umfangreichen Fragenkatalogs erhalten. Eine dieser Antworten stammt aus der Marktgemeinde Schwaben. Sie soll nachstehend im vollständigen Wortlaut wiedergegeben werden.

## Bemerkungen zur Edition

Die unter dem Datum des 15. Mai 1909 auf neun Seiten in sauberer altdeutscher Handschrift zu Papier gebrachten volkskundlichen Mitteilungen aus der Marktgemeinde Schwaben



Abb. 1: Bezirksoberlehrer Ignaz Peslmüller mit seinen Kolleginnen sowie den Schwabener Schülerinnen und Schülern 1908 vor dem Schulhausneubau auf der „Kapellenacker Breite“.



Abb. 2: Die Schwabener Schule mit dem von Ignaz Peslmüller angelegten Mustergarten im Vordergrund.

stammen aus der Feder des ortsansässigen Hauptlehrers Ignaz Peslmüller. Dieser war, von Evenhausen im Bezirksamt Wasserburg kommend, seitens der Regierung von Oberbayern zum 16. Januar 1906 mit dem Schul-, Mesner-, Kantor- und Organistendienst in Schwaben betraut worden.<sup>4</sup> Die erste große Herausforderung, mit der er hier verantwortlich konfrontiert wurde, war der Neubau des Schulhauses auf der „Kapellenacker Breite“ (heute: Gerstlacherweg), der im Herbst 1907 bezogen werden konnte. (Abb. 1) 1908 begann Peslmüller mit der Gestaltung des Schulgartens, der unter seiner Anleitung zu einem wahren Mustergarten mit einheimischen Obst- und Wildbäumen gedieh. (Abb. 2) Überhaupt brachte Peslmüller, der sich als Bezirksoberlehrer über seine angestammten Aufgabenfelder hinaus zusätzlich um die Ausbildung der Junglehrer zu kümmern hatte, für die Schule Schwaben, die lange Jahrzehnte allzu nebensächlich stagniert hatte, einen pädagogischen Neubeginn. Allerdings war sein Wirken in Schwaben nicht von allzu langer Dauer, denn er ließ sich bereits im Sommer 1911 nach Landsberg am Lech versetzen.<sup>5</sup>

Zur Zeit der Abfassung des Berichts umfasste die Marktgemeinde Schwaben bei einer Fläche von etwa 1087 Hektar 12 Ortschaften, in denen, verteilt auf 403 Haushaltungen 1829 Einwohner lebten. Von diesen waren 972 männlichen und 857 weiblichen Geschlechts. Dem Familienstand nach gab es im Gemeindebereich 1085 Ledige, 665 Verheiratete, 78 Verwitwete und 1 Geschiedenen. Neben 1779

Bayern und 12 Personen aus dem übrigen Reichsgebiet wohnten damals schon 38 Ausländer in der Gemeinde Schwaben. Bis auf 52 Protestanten und 7 Angehörige anderer Religionsgemeinschaften bekannten sich alle weiteren Gemeindebewohner zum katholischen Glauben.<sup>6</sup> (Abb. 3)

### **Edition der Antwort aus der Marktgemeinde Schwaben**

Schwaben, am 15. Mai 1909.<sup>7</sup>

An  
das kgl. Bezirksamt Ebersberg.

Betreff:  
Volkstümliche Überlieferungen und Gebräuche. [Abb. 4]

#### I. Sitte und Brauch.

##### 1. Im Alltagsleben:

Hauptmahlzeiten  $\frac{1}{2}$  6, 11,  $\frac{1}{2}$  7<sup>h</sup>.  
Zwischenmahlzeiten  $\frac{1}{2}$  9 und  $\frac{1}{2}$  3<sup>h</sup>.

Übliche Speisen bei den einzelnen Mahlzeiten:

Speisen: Frühstück: Schmarh mit Milch oder gekochtem, gedörtem Obst; Mittagmahl: Knödel mit Suppe, Rindfleisch, Schweinefleisch, bzw. geräuchertes mit Kraut; Abendtisch: Roggennudeln mit Kraut oder gekochtem, gedörtem Obst. Bei den Zwischenmahlzeiten gibt es Nachbier mit Brot, im Winter dazu Kartoffeln. Suppe, wie Obst oder Milch wird in einer großen Schüssel aufgetragen und daraus von allen gelöffelt.



Abb. 3: Der Markt Schwaben mit dem alten und dem neuen Schulhaus rechts und links, der Kirche St. Margaretha in der Mitte und dem Schloss im Hintergrund.

Reinigen ds. Tischzeuges: Das Tischzeug nach dem Essen am Tischtuch abgewischt, in die Schublade gelegt und nur einigemal im Jahre gründlich gereinigt.

Zeit ds. Zubettegehens [und] Aufstehen[s]: Um 1/2 9<sup>h</sup> wird ins Bett gegangen, gewöhnlich um 4<sup>h</sup> aufgestanden, während der Erntezeit jedoch um 3<sup>h</sup>.

2. An Fest- und Feiertagen:

Am Vorabend ds. Nikolaustages machen junge Burschen den Nikolaus, treiben dabei allerlei Unfug, erschrecken Kinder, stecken böse Buben in den Sack und machen mit ihren Ketten einen Heidenlärm.

In der hl. Nacht, vor, während und nach der Mette wird das „Christkindl“ angeschossen, ebenso in der Sylvester-nacht ds. Neujahr. Am Stephanitag be-

kam bis vor zirka 10 Jahren jeder Stammgast von der Gastwirtin ein Stück Kletzenbrot und ein Gläschen Schnaps.

Am Dreikönigstage verkleiden sich meist arme Knaben als sogenannte hl. 3 Könige, bekleidet mit einem von goldenen Sternen besetztem, langem, weißem Hemd, mit einer Krone aus steifem Papier mit Goldpapier überzogen auf dem Kopfe und einen mit Goldpapier überzogenen langen Stab tragend – und gehen von Haus zu Haus und singen oder sprechen beiliegenden Vers. Zu Lichtmeß bekommt jeder Dienstbote einen Wachsstock; abends wird gemeinsam in vielen Familien Rosenkranz gebetet und dabei meistens auf sogenannten Milchbrettchen viele Kerzchen gebrannt und von sehr vielen Leuten etwas Asche der verbrannten Dochte

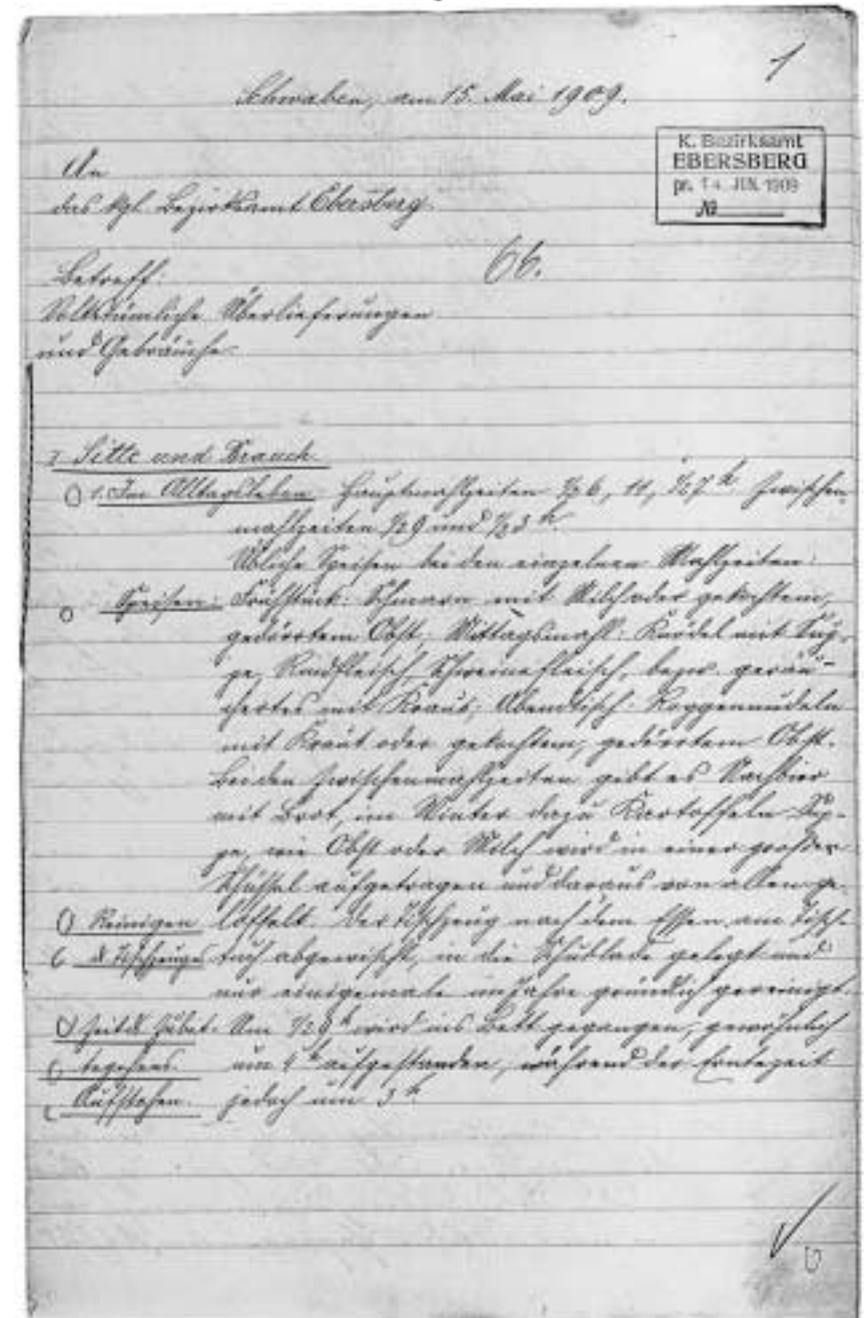


Abb. 4: Die erste Seite der volkskundlichen Mitteilungen Ignaz Peslmüllers aus Schwaben.

gegessen, in dem Glauben, dies schütze vor Zahn- und Halsweh.

Am Fastnachtsdienstag ist Essen und Trinken die Hauptsache; er heißt auch „Fraßdienstag“. Abends wird in vielen Bauernhäusern getanzt, wobei einer mit dem sogenannten „Votzhobel“ oder der Zugharmonika aufspielt.

Am Ostermontag gehen die Ökonomen auf ihre Felder, werfen in das Korn- und Weizenfeld einige geweihte Eierschalen, Palmzweige und besprengen diese auch mit dem neugeweihten Osterwasser und beten – manchmal auch laut – einige Vaterunser um eine gute Ernte.

Zum Fronleichnamfest werden aus dem sogenannten Kranzkräutern kleine Kränze gebunden, bei der Prozession mitgetragen, während der ganzen Oktave in der Kirche gelassen, dann nach d. Oktave zuhause im Speicher und im

Stadel aufbewahrt, damit der Blitz nicht einschlägt. Ebenso von den Birken, die während dieser Oktave in der Kirche stehen, nach der Oktave Zweige abgerissen und zu gleichem Zwecke im Hause als Schutzmittel gegen Blitz und Feuersgefahr aufbewahrt.

Am Johannistage werden Sonnwendfeuer abgebrannt; hiezu ds. Holz vom ganzen Ort zusammengetragen.

Kirchweihe wie gewöhnlich: Braten, Bier, Nudeln; Hutsche, Tanz.

Am Martinitag werden in Schwaben beim Oberbräu „Gäns auspascht“. [Abb. 5] 12 oder 10 setzen je 50 d. [Pfennige]. Jeder darf mit 2 Würfeln zweimal werfen. Er muß aber solange fortwerfen, bis beide Würfel die gleiche Zahl 1–6 zeigen. Dies wird dann zusammengezählt. Wer das meiste geworfen (24) bekommt die Gans ohne „Jung“, der Nächstbeste das „Jung“.



Abb. 5: Beim Oberbräu trafen sich die Schwabener an Martini zum traditionellen „Gäns auspaschen“.



Der 13. Tag ds. Monats wird noch ziemlich allgemein als Unglückstag gehalten. Der 13. August ist der größte Unglückstag ds. Jahres und am Freitag reisen viele Leute nicht. Ein Sprichwort heißt: Wer am Freitag lacht, am Samstag singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt. Oder: Wer am Freitag lacht, am Samstag singt, am Sonntag „d' Meß vasamt“, „hot sich an Teil vom Himmi varamt.“

### 3. Im menschl. Lebenslauf:

Nach dem Kinderglauben kommen die Kinder aus dem Kirchweiher. Taufe am Tage d. Geburt, spätestens am nächsten Tage. Taufpaten meistens Geschwister des Mannes oder der Frau oder die nächsten Verwandten. Taufschmaus wird im Hause gehalten; das erste Kind bekommt den Namen des Paten oder der Patin, die anderen 2 Kinder bekommen den Namen der Eltern.

Liebesleben: Will eine recht gern heiraten, so schreibt sie die Namen derer, die sie besonders lieb hat, auf einen Zettel, legt diesen in der Andreas- oder Thomas-Nacht unter den Strohsack. Derjenige, von dem ihr träumt, wird der Hochzeiter.

Manche heiratsfähige und -lustige Mädchen zählen die Kaminkehrer, die ihnen begegnen. Jener Mann, der ihnen nach dem hundertsten Kaminkehrer in den Weg kommt, ist oder halten sie für ihren Bräutigam. Überhaupt bedeutet das Begegnen ds. Kaminkehrers Glück.

Wenn's am Hochzeitstage, wenn die Brautleute aus der Kirche gehen, regnet oder schneit, so werden die Hochzeitsleute reich. Wenn ihnen vor der

Kirche ein altes Weib begegnet, so bedeutet das Unglück für die Braut.

Wenn die Mutter der Braut zur Trauung ihrer Tochter geht, so muß sie ihr auch ins Grab sehen.

Wenn der Bräutigam der Braut den Ring an den Finger steckt, so darf sie ihn nicht abbiegen; denn sonst kommt sie unter den Pantoffel.

Die Braut muß bei d. Trauung ganz nahe bei ihrem Bräutigam knien, dann hat sie Glück in der Ehe.

„Eine weinende Braut, eine lachende Frau.“ – Eine Braut trat ihrem Bräutigam, während ihm vom Pfarrer die bekannten 3 Fragen gestellt wurden, so auf den linken Fuß, daß er „auh“ schrie; darüber war die Braut so empört, daß sie, als die Frage an sie kam, mit einem lauten „Nein“ antwortete, und den Bräutigam trotz aller Zureden ds. Pfarrers in d. Sakristei, wegen seiner übergroßen Empfindlichkeit nicht mehr heiratete. –

[...]

### Zu III. Glaube und Sage:

Viele Männer lassen sich die Haare nur bei zunehmendem Monde schneiden, weil da die Haare dicht bleiben. – Wenn es bei einem Kranken bei abnehmendem Mond besser geht, so ist das ein Zeichen, daß er wieder geneset.

Wenn während des Lätens bei der hl. Wandlung die Uhr schlägt, so stirbt bald jemand.

Wenn aus einem Eckhaus jemand stirbt, so sterben bald drei aus den Häusern derselben Gasse.

### 4. Haus- und Feldwirtschaft:

Es ist allgemein der Glaube verbreitet,

daß Halten eines Ziegenbockes das Vieh vor Krankheit schütze, weil der Ziegenbock alle Krankheiten an sich ziehe. Eine Frau behauptet in ihrem Stalle wäre alle Augenblicke ein Stück verendet. Da kaufte der Mann einen Ziegenbock in den Stall und siehe – der Bock wurde krank u. verendete und mußte wieder durch einen neuen ersetzt werden. Das Vieh aber blieb gesund. – Aus demselben Grunde werden gerne Bockshörner an der Stalltüre angebracht.

### III. Glaube und Sage

Umgehende Tote: Im Jahre 1906 starb in Schwaben ein wohlbegüterter Mann, der aber in keinem guten Rufe stand. Seine Nachbarn behaupteten, sie hätten nach seinem Tode lange Zeit Irrlichter in seinem Garten auf- und abwandeln sehen und deuteten dies darnach, daß er umgehe. – Wenn man auf der Straße geht und sieht da, Strohhälmschen oder Holzstückchen kreuzweise übereinander liegen, so stirbt bald jemand aus d. Verwandtschaft. – Viele ältere Leute glauben auch heute noch an die Druden. Eine Frau läßt sich absolut nicht nehmen, daß sie die Drud gedrückt habe. Sie sei wach im Bette gelegen, habe gesehen wie die Drud die Schlafzimmertüre aufgemacht, sich auf sie gelegt und sie so gedrückt habe, daß sie nicht mehr schreien konnte. Sie habe auch gesehen, wie diese wieder die Türe öffnete und verschwand. – Manche glauben auch noch, daß es Leute gäbe, die es mit dem Teufel haben.

Durchschnitt: Eine Person behauptet, sie habe einen solchen Bauern nachts auf einem schwarzen Geisbock durch ds. Feld reiten sehen. Die Striche, die er durchritt, hatten alle nur leere Ähren und der Teufel habe diesem Bauern den ganzen Ertrag der Ernte zugewendet.

Hexen: In Schwaben sind 2 alte Weiber, die für Hexen gehalten werden und vor denen sich auch viele hüten, in ihre Nähe zu kommen, weil sie fürchten, der böse Feind könnte ihnen etwas tun. Der eigene Sohn der einen will seine Mutter nicht mehr im Hause behalten, weil seine Mutter als Hexe verschrien sei. Er selbst glaubt daran. – Eine andere Frau behauptet diese „Hexe“ habe ihr ihre Hühner verhext. Alle Eier, die an einem Tage von ihren Hennen gelegt werden, bilden eine Kette, sind ganz verschleimt und zum Kochen unbrauchbar. Es sind sogenannte „Hexeneier“. – Eine andere behauptet, sie verhexe ihr die Kühe und diese geben eine unbrauchbare Milch. – Diese „Hexe“ selbst aber hält wieder eine andere Frau für eine Hexe und sobald diese in ihre Nähe kommt, kniet sie sich auf d. Straße nieder und bekreuzt sich, macht mit den Händen Bewegungen, als wollte sie Weihwasser austeilen und betet, damit ihr diese nichts antun kann. – Im vergangenen Jahre wurde im hiesigen Friedhofe ein Kalb vergraben. [Abb. 6] Es wurde gemunkelt, daß das von der 2. „Hexe“ getan wurde, damit ihr die andere „Hexe“ nichts antun kann. (Die 2 Frauen, „Hexen“, leben nämlich in bitterster Feindschaft.) Von dieser einen Hexe wird behauptet, sie habe einen „Schachterlteif“. Diesen



müsse sie von Zeit zu Zeit baden, im Hause in allen Räumen umhertragen, damit ihr niemand etwas antun könne. Auch habe sie einen Maßkrug voll 20 Mstücke. Diese gehen nie aus. – Wenn während einer Hochzeit die Lichter auf dem Altare recht unruhig brennen, hell aufflammen und dann wieder kleiner brennen, so zankt und streitet das junge Ehepaar immer in der Ehe. Bei der Fronleichnamsprozession werden die Kinder unter 1 Jahre mitgetragen und müssen die vier Segen empfangen, damit sie, wenn älter, keine Gewitter fürchten.

Die hl. Dreikönige:

Zu Seite 2: Der erhaltene Vers ist ein solcher Unsinn, daß davon abgesehen wurde, denselben beizulegen.

Gestatte mir, dem Wunsche des Herrn Bezirksamtmannt entsprechend das in eingangs genannten Betreffte gesammelte Material ergebnst zu übersenden.

Ig. Peslmüller



Abb. 6: In der Katasterkarte von etwa 1815 ist zwischen Schloss und Kirche der von Peslmüller erwähnte Schwabener Friedhof deutlich zu erkennen.

<sup>1</sup> Siehe hierzu und zum Folgenden Schäfer, Berthold: Der Ebersberger Raum in einer volkskundlichen Umfrage aus dem Jahre 1908 – Die Gemeinde Baiern, in: Land um den Ebersberger Forst 1 (1998), S. 51-74, S. 51-57. Siehe hierzu auch Staatsarchiv München (StAM), LRA 77035 Öffentliche Denkmäler und Bauwerke von historischem oder Kunstwert; allgemein (1900-1926).

<sup>2</sup> Den vollständig wiedergegebenen Fragebogen siehe bei Schäfer (wie Anm. 1), S. 51-54.

<sup>3</sup> Siehe StAM, LRA 76871 Der Verein für Volkskunst und Volkskunde (1907-1911).

<sup>4</sup> Siehe StAM LRA 76095 Erledigung und Wiederbesetzung des Schul- und Kirchendienstes in Schwaben; 1. Lehrerstelle (1874-1911).

<sup>5</sup> Freundl. Mitteilung des früheren Konrektors an der Hauptschule Markt Schwaben, Willibald Kneißl, Pliening. Siehe hierzu auch Kneißl, Willibald: 500 Jahre Schule Markt Schwaben. Chronik der Volksschule Markt Schwaben im Landkreis Ebersberg 1490-1990, Markt Schwaben 1990, S. 117-122 u. StAM, LRA 76095 (wie Anm. 4).

<sup>6</sup> Siehe Gemeinde-Verzeichnis für das Königreich Bayern nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 und dem Gebietsstand vom 1. Juni 1911, hg. v. Statistischen Landesamt, (Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern), München 1911, S. 11.

<sup>7</sup> Institut für Volkskunde München, Sammlung „Volkskundliche Umfrage 1908“.

Institut für Volkskunde, München: Abb. 4.

Willibald Kneißl, Pliening: Abb. 2, 3, 5, 6.

Helmut Wohnner, Ebersberg: Abb. 1.



## Wolfgang Koller – Schulmann und Heimatdichter\*

Rudolf Gerer



Abb. 1: Wolfgang Koller – Pädagoge und Literat.

Am 6.11.1904 in Glonn geboren,  
am 11.5.1924 zur Praxis als Lehramtsbewerber an die Knabenschule Glonn berufen,  
1947 bis 1952 Lehrer und Fortbildungsleiter (Seminarleiter) in Glonn,  
dann Schulrat in Erding,  
1957 bis 1969 Schulrat in Ebersberg,  
gestorben am 28. April 1974,  
an dem Tag, an dem Glonn mit großer Freude sein 1200-jähriges Bestehen feiern wollte.  
Ein paar trockene Daten, hinter denen jedoch ein reiches, erfülltes Leben steht.  
(Abb. 1)

Zusammen mit seinen zwei älteren Brüdern wuchs Wolfgang Koller als Sohn des Gendarmeriesergeanten und späteren Sicherheitskommissars Josef Koller in Glonn auf. Schon der Beruf brachte es wohl mit sich, dass man in der Erziehung auf Ordnung bedacht war. Und bei drei Buben wird es wohl so gewesen sein, wie Josef Martin Bauer einmal es von seiner Mutter sagte: „Sie war gut zu uns, indem sie streng war.“ Die eigene Mutter stand Wolfgang Koller auch vor Augen, als er das Gedicht „A Muatta vo Buam“ schrieb:

A Muatta vo Buam

A Muatta vo Buam, des is fei a Plog,  
a Muatta vo Buam bracht vui in oam  
Sock.  
Muaß harb sei und gschnitzt aus am  
eichana Hoiz,  
muaß sei wia a Magd und do richti stoiz.  
So frisch wia a Bach und so fromm wia a  
Buid  
und wia a gachs Wetta glei zorni und  
wuid!  
So harb wia a Holla und so koit wia a  
Brunn  
und so süaß wia a Apfi und so warm wia  
a Sunn.  
Und so lind wia a Blüah, und so zach wia  
a Bux  
und so flink wia drei Buama und so  
schlau wia a Fuchs.  
Und jung bleibm muaß a und lang muaß  
fei lebn;  
denn a Muatta vo de Buam is de Buam  
eahna Segn.

In Glonn drückte Wolfgang Koller bis zu seinem 13. Lebensjahr die Schul-

bank – und hier war es auch, wo ein Lehrer seiner Mutter gegenüber äußerte: „Das frische Büberl muss Lehrer werden!“ In seiner Kindheit und Jugendzeit prägte sich schon die innige Verbundenheit mit der Landschaft seiner Heimat aus, hier empfing er seine ersten Eindrücke von den Leuten und es entwickelte sich seine Liebe zu der „Talschaft Glonn“. In späteren Erinnerungen, Aufsätzen, Geschichten und Gedichten wurde diese Beziehung immer wieder lebendig.

Früh schloss sich Wolfgang Koller der Jugendbewegung an. Sie hatte sich am Anfang des letzten Jahrhunderts als Gegenbewegung gegen die oft recht äußerlichen Konventionen der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt. Damals schlossen sich Jugendliche zum „Wandervogel“ und zu anderen Bünden zusammen; man sprach von der „bündischen Jugend“. Einer dieser Bünde auf der Grundlage christlicher Überzeugung, wohl der bedeutendste, war „Quickborn“, der „Bund des lebendigen Quells“. Seine geistige Gestalt wurde geprägt durch Romano Guardini. Seit 1919 hatte der Bund seinen Sitz auf Burg Rothenfels am Main, wo Werkwochen und Bundestagungen stattfanden. Wolfgang Koller übernahm bald Leitungsaufgaben auf verschiedenen Ebenen. 1929 – er war inzwischen 5 Jahre im Schuldienst – wurde er Leiter des Chiemgaukreises. Im Münchner Quickborn lernte er auch seine spätere Frau Barbara aus Prien kennen. 1930 war die Vermählung. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: der früh – im Alter von 21 Jahren – verstorbene Sohn Bernhard und die Tochter



Elisabeth. Wolfgang Koller wusste und sagte es auch, was er seiner Frau, der treuen Begleiterin seines Lebens, verdankte. In dem Gedicht „Der Mutter im Haus“, drückte er es so aus:

Der Mutter im Haus

Nie wird's ein lieberes Leben  
in unserem Hause geben  
als Deins.  
Ob andere sich erböten,  
ach so für uns vonnöten  
ist keins.

Du bist das Licht des Herdes  
und, oh Dein Fernsein lehrt es,  
der Kammer Duft.  
Kannst Du nicht bei uns liegen,  
gehst Du nicht unsre Stiegen,  
wird schal die Luft.

Dann seufzt im Haus die Stille  
und unser guter Wille  
ist traurig und allein.  
Wie sich die Kinder schämen,  
daß sie nach Dir sich grämen  
und mühn sich, froh zu sein.

Ja alles ach wird Mühe,  
der Abend und die Frühe  
und selbst das Kinderspiel.  
Du bist des Lebens Quelle,  
im Herzen Du die Welle  
und mehr noch – und viel.

Drum darf's kein lieberes Leben  
in unserem Hause geben  
als Deins;  
denn so von uns beladen  
und so für uns von Gnaden  
ist keins.

Wolfgang Kollers Leben und Gedanken waren erheblich von den Ideen der Bündischen Jugend, von den Impulsen von Quickborn geprägt. Gemeinschaftserlebnis, Naturverbundenheit, Gruppenleben mit Singen, Volkstanz, Rundgespräch, Wandern, Laienspiel waren bezeichnende Ausdrucksformen. Das Ideal der Abstinenz von Alkohol und Nikotin konnte große Kräfte der Selbsterziehung entbinden. Im Mittelpunkt stand ein verantwortetes Eigenleben, Einfachheit in der Lebensführung, auch und gerade in den Formen einer zu erneuernden Liturgie (die von daher im 2. Vatikanischen Konzil weltweit zum Tragen kam). Ohne dass das ihr erstes oder eigentliches Ziel war, trug die Jugendbewegung in ihrer Zeit und nach dem verlorenen Krieg wesentlich zur Erneuerung von Gesellschaft und Kirche bei. – Vieles in seinem Leben ist nur auf diesem Hintergrund zu verstehen.

1933, bald nach der „Machtergreifung“, wurde von den Machthabern die sogenannte „Gleichschaltung“ durchgeführt. Alle gesellschaftlichen Zusammenschlüsse sollten unter dem Dach der Partei vereint, die Jugendverbände in die Staatsjugend, HJ und BDM, übergeführt werden. Ein Jahr später wurde jedoch versucht, Quickborn neu zu organisieren. Obwohl eigentlich verboten, wurde in Berlin ein Bundestreffen veranstaltet, auf dem Wolfgang Koller Bayern vertrat.

Unter dem 11. Mai 1924 ist in der Schulchronik der Knabenschule Glonn eingetragen: „Ab 1. Mai ist der Schulamtsbewerber Wolfgang Koller zur Praxis an die Knabenschule Glonn beru-

fen.“ An der Schule, an der er als Sechsjähriger seine Schullaufbahn begonnen hatte, sammelte er also nun – nachdem er die Lehrerbildungsanstalt in Freising absolviert hatte – als Praktikant und Lehramtsbewerber erste Erfahrungen im Unterrichten. Doch die Zeit in Glonn war eng begrenzt. Schon ein Jahr später war er an Nürnberger Schulen, danach, bis 1929, an zehn Orten zwischen Schrobenhausen und Reichenhall tätig. Ein „Wandervogel“ (so der Name eines der Jugendbünde) war er also – wie er später von sich bekannte – auch in seinem jungen Lehrerleben. Wohin er auch kam, da gewann er bald seine Schüler für sich und weckte ihr Interesse. So konnte es schon sein, dass ihm am ersten Tag ein kleiner Bub sagte: „Du, du gfoist ma! Du derfst a ganze Stund dobleim.“

Dableiben durfte er dann – inzwischen zum Lehrer bestellt – für längere

Zeit, von 1929 bis 1937, in Bad Aibling. Hier knüpfte er Freundschaften mit Malern. Hier traf er sich mit Sängern und Musikanten, und gerade die bodenständige alpenländische Volksmusik, wie sie der Kiem Pauli entdeckte, lag ihm besonders am Herzen. Hilfsbereitschaft war ein, wenn nicht der hervorragende Wesenszug Wolfgang Kollers. In der Schule gehörte sein Herz besonders den armen, den schwachen, den hilfsbedürftigen Kindern. Er förderte sie, indem er die einzelnen nicht überforderte, aber trotzdem auf Leistung sah. (Abb. 2) So war es nur konsequent, dass er zwischendurch (1935/37) eine heilpädagogische Ausbildung absolvierte. So konnte er später auch sagen: „Die Augen der Kinder zum Leuchten und ihre Herzen zum Flammen zu bringen, ist mir nie schwer gefallen.“

Die heilpädagogische Ausbildung



Abb. 2: Wolfgang Koller mit seiner Aiblinger Klasse bei einem Ausflug nach Mietraching.



Abb. 3: Wolfgang Koller an der Schwerhörigenschule in München.

brachte es mit sich, dass er sich 1937 an die Sonderschule in München versetzen ließ, wo er bis 1944 an der Schwerhörigenschule wirkte. (Abb. 3) Diese Versetzung hatte aber auch noch andere Gründe. – Inzwischen war ja das „Tausendjährige Reich“ etabliert, die demokratischen Parteien und Einrichtungen zerschlagen. Der NS-Staat versuchte mit allen Mitteln, die Jugend für sich zu gewinnen, und mit der Jugend die Schule, die Lehrer. Gerade in ländlichen Kleinstädten – wie Aibling – war es für Lehrer besonders schwierig, sich dem Einfluss der Partei zu entziehen. Wolfgang Koller hatte noch zur Märzwahl 1933 – der letzten halbwegs demokratischen Wahl – an antinationalsozialistischen Versammlungen teilgenommen, Plakate geklebt, sich vehement zu Wort gemeldet. Nun – 1937 –

stand er in der Schule einem Schulleiter gegenüber, der ein überzeugter Anhänger der NSDAP war. Dazu kam, dass er den Sohn des Ortsgruppenleiters – ein schwieriger Schüler – in seiner Klasse hatte. Als ihn der Vater zum Dank für seine Bemühungen in die Partei aufnahm, blieb ihm kein Ausweg mehr, er musste diese „Großzügigkeit“ annehmen (1.5.1937). Die Versetzung nach München kam deshalb gerade recht, so konnte er sich einer aktiven Mitarbeit in all den weiteren Jahren entziehen.

Aktivitäten entwickelte Wolfgang Koller jedoch in anderer Richtung. Nach der geheimen Neugründung des Quickborn entfaltete er eine intensive Tätigkeit in dieser Jugendbewegung. Er organisierte Zusammenkünfte und die Ausbildung von Führungsleuten für



verschiedene Gruppen, so dass ihm schon 1935 ein Berufsverbot angedroht wurde. 1937 wurde er nach einem Treffen in Augsburg auf dem Domplatz verhaftet; er hatte eine Liste der Teilnehmer in der Tasche. Auf dem Weg zur Gestapo-Zentrale gelang es ihm, den Zettel unbemerkt zu zerkleinern, die Fetzen zu zerstreuen.

Nach dem endgültigen Verbot der Jugendorganisation 1939 blieb nur noch die geheime Arbeit. Wolfgang Koller organisierte noch in der Kriegszeit illegale Treffen mit Hunderten von Teilnehmern aus ganz Süddeutschland. Haupttreffpunkt war die Wies bei Steingaden. Um auch in kleinerem Kreis sich ungestört treffen zu können, errichtete er ein Jugendhaus beim „Doveicht“ in Krügling. Hier trafen sich Studenten aus München, Soldaten auf Heimaturlaub und andere junge Leute. Bei einer dieser Zusammenkünfte brachte ein Kompaniekamerad von Hans Scholl, der spätere Dr. Kampik, den Aufruf der „Weißen Rose“ mit. Im nächtlichen Kreis wurde die Flugschrift gelesen und von Wolfgang Koller und anderen interpretiert. Es war der Tag der Hinrichtung der Geschwister Scholl. – Aber nicht nur das Haus in Krügling, auch das Familienheim in Glonn war nicht selten Zuflucht von jungen Leuten. Dass in der Familie oft auch die Angst vor der Gestapo spürbar und greifbar war, verwundert nicht.

Aber auch in seiner Schule in München gelang es – mit Billigung und Unterstützung des Schulleiters – das NS-Gedankengut weitgehend von den Schülern fernzuhalten. Am Morgen gab es nicht den obligatorischen .....

„Deutschen Gruß“, sondern ein Morgengebet. Am Ende der Schulzeit gab es keine „Jugendverpflichtungsfeier“, sondern eine religiös geprägte Schulentslassfeier.

Diese illegale Tätigkeit Wolfgang Kollers und seine antinationalsozialistische Einstellung ist in vielen Bestätigungen und eidesstattlichen Erklärungen festgehalten, so unter anderem von Ludwig Mayer, Neuwirt und Glonner Bürgermeister vor 1933. Der vielen älteren Lehrern aus ihrer Studienzeit bekannte Alfons Simon, nach 1945 Bürgermeister in Breitbrunn, Lehrer in München und schließlich Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Pasing, schrieb: „Ich habe kaum je einen entschiedeneren Gegner des Nationalsozialismus kennengelernt.“ Natürlich musste auch Wolfgang Koller sich 1945 dem Spruchkammerverfahren zur Entnazifizierung unterziehen. Doch schon in der Klageschrift wurde die „ortsbekannte antifaschistische Einstellung“ bestätigt, und im Urteilsspruch wurde „aktiver Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft“ festgestellt.

1945 war schließlich der Spuk der „1000 Jahre“ vorbei. Da viele Lehrer noch in Gefangenschaft waren oder aus dem Krieg nicht zurückkehrten, andererseits gerade auf dem Land die Schulen wegen Evakuierung und Vertreibung überquollen, wurde Wolfgang Koller auf eine Dorfschule abgeordnet, nach Schönau bei Bad Aibling. Hier schrieb er das bekannte „Schönauer Krippenspiel“, in das er das ganze Elend der Nachkriegszeit, Not und Heimatlosigkeit hineinwob, in dem er aber auch ein Licht der Hoffnung auf eine

bessere Zeit, auf Erlösung, entzündete. Die Menschen spürten die Botschaft dieses Spiels und waren ergriffen. (Abb. 4) Und als ein Jahr später Wolfgang Koller – er war inzwischen nach Glonn versetzt – das Spiel mit seinen Schülern auch in seinem Heimatort aufführte, musste es 14-mal wiederholt werden.

Frägt man ehemalige Glonner Schüler Wolfgang Kollers nach ihren Eindrücken und Erinnerungen, so wird neben dem Schönauer Krippenspiel vor allem die Begeisterung für Geschichte und Kunstgeschichte, für Musik und Dichtung, aber auch für Mathematik genannt, die er in ihnen zu wecken verstand.

In Glonn war jedoch auch die Enge der Schulverhältnisse, die Schulraumnot besonders spürbar. So lud, als die ärgsten Notjahre vorbei waren, Wolfgang Koller 1951 als Schulleiter Vertreter der Gemeinde, der Kirche, der Eltern, der Schule zu einer Besprechung

ein, in der er die dringende Notwendigkeit eines Schulhausbaues erläuterte. Von da an war in zahlreichen Gemeinderatssitzungen und in jeder Bürgerversammlung „das Schulproblem im Kreuzfeuer der Meinungen“ (Ebersberger Zeitung). Und noch 1953 – Koller war inzwischen Schulrat in Erding und eigentlich nicht mehr zuständig – mahnte er, der Schulhausbau müsse auch unter harten Opfern in Angriff genommen werden. (Abb. 5)

In seiner Glonner Lehrerzeit war Wolfgang Koller als Fortbildungsleiter (Seminarleiter) auch für die schulpraktische Ausbildung der Junglehrer im Landkreis verantwortlich. Dabei hielt er sich an das Motto, nicht die Fehler anderer zu bekämpfen, sondern sie in ihren guten Eigenschaften zu stärken. Er zeigte Verständnis für die jungen Lehrer und war ihnen ein väterlicher Freund, so dass bald das Wort vom „Junglehrerparadies Ebersberg“ aufkam. Besonders



Abb. 4: Szene aus dem von Wolfgang Koller verfassten Schönauer Krippenspiel.



Abb. 5: In Glonn war Wolfgang Koller nicht nur um einen kindgemäßen Unterricht bemüht, sondern auch um die Verbesserung der unzureichenden Schulverhältnisse.

suchte er bei seinen Junglehrern, auch später als Schulrat, den Sinn und die Liebe für echte Volksmusik zu wecken; er stand mit dem Fanderl Wastl in Verbindung und veranstaltete mit ihm bayerische Singtage.

Auch als Schulrat, von 1952 bis 1957 in Erding, (Abb. 6) danach in seinem Heimatlandkreis, war er immer lieber dort, wo das Leben in den Schulen pulsierte. Sein Herz war der Jugend zugewandt, das spürten die Kinder. Eine ehemalige Schülerin aus Egmatting, wo Wolfgang Koller häufig bei einem sangesfreudigen jungen Lehrer in der Schulstube war, sagte einmal, sie, die Kinder, hätten sich immer gefreut, wenn Koller in die Schule kam. Ein paar fröhliche, humorvolle Worte, ein gemeinsames Lied, vielleicht auch ein Gedicht, die Ängstlichkeit der Schüler, aber auch Hemmungen des Lehrers –



Abb. 6: Der gewohnte Gang zur Montagsfahrt nach Erding. Wolfgang Koller vor seinem Haus in Glonn.

auch bei einem Visitationsbesuch – waren weggefegt. Wolfgang Koller selbst sagte bei seinem 60. Geburtstag von sich: „Jeden Morgen geht für mich die Sonne auf, sobald ich ein Klassenzimmer betrete.“ Diese positive Einstellung versuchte er immer auch bei seinen Lehrern zu wecken und zu fördern. Besonders seine Junglehrer, aber auch alle anderen einsatzfreudigen Lehrer förderte er optimal. Zähl suchte er nach brauchbaren Lösungen, solange bis er sie erreicht hatte. Das bedeutete freilich unentwegten eigenen Einsatz bis weit über die Dienstzeit hinaus. Wenn es um die Sache oder um Personen ging, war er fast jederzeit erreichbar, im Amt oder zu Hause. – Ein Vertreter der Lehrerschaft, Michael Stacheter, drückte es einmal so aus: „Als Erzieher und Vorgesetzter hat Wolfgang Koller immer die Würde der Menschen geachtet und ist ihnen ein hilfreicher Berater, Förderer und Freund gewesen.“ Für ihn galt, dass der Mensch nicht am Rang, sondern an der Güte zu messen sei.

Als Schulrat hatte Wolfgang Koller nicht nur mit Lehrern und den ihnen anvertrauten Kindern zu tun, sondern auch mit Eltern, Behörden und Bürgermeistern. Bei den Gesprächen mit den Letzteren ging es meist um den Neubau von Schulen und ihre Ausstattung. Zwei Dutzend Schulen waren es, die im Laufe seiner Ebersberger Amtszeit im Landkreis neu gebaut wurden. Es kostete oft viel Überzeugungsarbeit, um den zögernden Gemeindevätern die nötigen Beschlüsse zu entlocken und die Liebe für alle schulischen Belange zu wecken. Der Ebersberger Bürger-

meister Ferdinand Lehnert – als Vertreter der Landkreis-Bürgermeister – sagte einmal: „Ihnen ist es gelungen, uns die Schulden kleiner sehen zu lassen, die wir beim Bau von Schulhäusern gemacht haben.“

Die letzten Jahre seiner Amtszeit musste Wolfgang Koller sich mit den Planungen für die Landschulreform befassen. Dabei war es sein Ziel, Mammutschulen, wie sie anderswo entstanden, zu vermeiden und die Schule im Dorf zu belassen und sie dennoch den neuen Verhältnissen anzupassen. Dass ihm das weitgehend gelang, zeigt unter anderem der Schulverband der Volksschule Glonn mit den beiden Schulhäusern Glonn und Baiern.

1969 ging die Amtszeit Wolfgang Kollers zu Ende. In einer großen Abschiedsfeier am 27. November in der Sieghartsburg wurde in den verschiedenen Beiträgen deutlich, dass Wolfgang Koller zeit seines Lebens in der und für die Öffentlichkeit gewirkt hatte. Landrat Dr. Remigius Streibl fasste zusammen: „Wolfgang Koller hat sich um das Schulwesen im Landkreis verdient gemacht.“ Ein paar Wochen später dankte ihm auch die Volksschule Glonn im Rahmen eines adventlichen Abends, bei dem unter anderem zwei Teile seines Schönauer Krippenspiels gespielt wurden. – 1972 folgte die offizielle Anerkennung für ein Leben im Dienste der Allgemeinheit, die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes.

Es wäre einseitig, Wolfgang Kollers Leben nur in Verbindung zur Schule zu sehen. Wolfgang Koller war zudem schon in jungen Jahren und auch später und in seinem Ruhestand schriftstel-

lerisch tätig. Er arbeitete mit bei der Herausgabe von Schulbüchern, wie zum Beispiel „Mein Lesebuch“ oder der Gedichtesammlung „Damit uns Erde zur Heimat wird“. Er schrieb Laienspiele (z.B. das Schönauer Krippenspiel) und lieferte Beiträge an pädagogische Zeitschriften, wie die „Pädagogische Welt“. Zahlreich sind seine Beiträge, die er bei verschiedenen Anlässen auch in den lokalen Tageszeitungen schrieb. Und er schrieb vor allem lyrische Gedichte, in bairischer Mundart wie in hochdeutscher Sprache. In ihnen atmet inniges Fühlen und die schlichte Gültigkeit des Wortes („Abendlied“). Man spürt eine sanfte Nachdenklichkeit und ein für die Heimat schlagendes Herz, vor allem aber „A Liab zu de Leit“. Ein kleiner Teil seiner Gedichte ist gesammelt in dem Band „Wer zum Brunnen ist bestimmt“. (Abb. 7)



Abb. 7: 1969 erschien Wolfgang Kollers Gedichtband „Wer zum Brunnen ist bestimmt“.

A Liab zu de Leit

Ma hot in da Hoamat a Liab zu de Leit,  
ob s' im Kopf a wenig oafach sand oder a  
wenig g'scheit;  
ob s' arm sand oder reich, ob s' an  
Bauernhof ham  
oder grad a oite Hütt'n a da Hoizleitn am;  
hot Oana als Burgermoasta 's erste Wort  
z'sogn  
oder tuat er grad Briafpost und d' Zei-  
tung austrogn.  
Ob a Fischwassa eahm g'hert, a ganza  
Haufa Hoiz,  
ob a Gartl sei Freud is oder a G'schäfts-  
haus sei Stoiz:  
Aber d' Hoamat muaß eahm wert sei und  
net grad sei Sach,  
.....

und unser Land muß er gern ham und  
redn unser Sprach.  
Es is an am Dörfei bei uns a sovui dro,  
daß ma a ganz Leb'n lang sei Herz  
hihänga ko.

In freundschaftlichem Kontakt stand Wolfgang Koller auch mit zeitgenössischen Schriftstellern, wie dem in Dorfen lebenden Josef Martin Bauer, bekannt besonders durch seine Bücher „Soweit die Füße tragen“ und „Der Kranich mit dem Stein“. Ab 1935 war er mit Hans Carossa bekannt und später in Freundschaft verbunden, dem Arzt aus Niederbayern, einem großen Erzähler und Lyriker in Nachfolge, Geist und Sprachkraft Goethes, einem Repräsen-



tanten der „inneren Emigration“ in der Zeit des Dritten Reiches, dessen Gedicht „Der alte Brunnen“ auch heute in manchen Lesebüchern steht. Carossa sagte ihm, Wolfgang Koller, einmal: „Gute Bilder verdecken keineswegs die Wände, sondern sie sind wie Fenster, durch welche wir in ein freieres Leben schauen.“

Die 1881 in Glonn geborene Schriftstellerin Lena Christ hat Wolfgang Koller noch persönlich gekannt. Schon in seiner Jugend hat er wohl manches von ihr gehört: meist wohl nichts Gutes, hatten doch die Glonner das „Lausdirndl“ nicht in allerbesten Erinnerung. Und auch als sie ihre ersten Romane schrieb, in denen sie ein ungewöhnliches und ursprüngliches

Erzählertalent bewies, fand sie in ihrer Heimat wenig Beachtung. Dass sie später wiederentdeckt wurde, dass sie schließlich auch in Glonn Anerkennung fand, ist nicht zuletzt Wolfgang Koller zu verdanken. Seine Vorträge über die Dichterin in München und Wasserburg, beim Kulturverein Zorneding und in der Wies haben in vollen Sälen bewegende Aufmerksamkeit gefunden. „Wir in Glonn, wo sie als Kind leben durfte, wollen sie heimholen und sie spüren lassen, dass wir sie gern mögen“, sagte er in seinem Festvortrag bei der Feier ihres 90. Geburtstages im Neuwirtssaal. Und er erinnerte daran, dass es in ihren Büchern „die Menschen sind, die die Heimat ausmachen“. (Abb. 8) Wolfgang Koller half auch entschei-

Abb. 8: Wolfgang Koller referiert über Leben und Werk der aus Glonn stammenden Schriftstellerin Lena Christ.





dend mit, in diesem gastlichen Haus die Lena-Christ-Stube einzurichten, deren Wände auch heute vom Leben der Dichterin erzählen.

Das Interesse, das Wolfgang Koller für Lena Christ weckte, zeigt uns einen weiteren, sein ganzes Leben durchdringenden Wesenszug: seine Liebe zur Heimat, seine Hinwendung zu den Menschen. Diese Liebe spürt man in seinem Gedicht „Auf d' Nacht“ in dem es am Schluss heißt:

„I dank da, Herrgott, und i gfreu mi,  
daß i in deiner schönstn Kamma,  
daß i in meiner Hoamat bi.“

1951, bei der Feier der Ehrenbürgerschaft für Professor Max Lebsche, hob Wolfgang Koller als Vertreter der Schule den tapferen Dienst des Geehrten an der Wahrheit und der Freiheit in den Jahren der Unfreiheit hervor. Im gleichen Jahr widmete er der 50-jährigen Marktgemeinde das Gedicht: „Meiner Heimat“. Als 1960 das erste Landkreisbuch erschien („Der Landkreis Ebersberg“), schrieb Wolfgang Koller in seinem Beitrag „Glonner Land und Volk“ in begeisternden Worten von der Talnatur, von früheren Zeiten, von Leuten von Rang, von der Art und Sprache seiner Landsleute. Der gelehrte und weise langjährige Glonner Pfarrer Geistlicher Rat Otto Boxhorn fasste das, was hier nur in wenigen Beispielen angeführt ist, zusammen: „Kaum ein Ereignis von Bedeutung begab sich in Glonn, kaum eine sinnvolle kirchliche oder weltliche Festlichkeit, dass nicht der Mann des gewandten Wortes und des feinen Stils, Wolfgang

Koller, dazu gesprochen oder geschrieben hätte.“

Als Wolfgang Koller im Ruhestand war, war diese Zeit für ihn ein „beglückender Unruhestand“, wie es Annette Thoma für sich einmal ausdrückte. Jetzt konnte er sich noch mehr Zeit nehmen, bei verschiedenen kulturellen Veranstaltungen mitzuwirken, sei es bei einem Carossa-Abend des Kulturvereins Zorneding, (Abb. 9) sei es bei adventlichen Feiern von Augsburg bis Wasserburg, im Künstlerhaus München oder bei einer „Bayerischen Matinee“ beim Kulturkreis Rosenheim. Wo sich Gelegenheit bot, widmete er sich besonders auch der Pflege der bayerischen Mundart. Von ihr sagte er, sie sei zwar nicht für Abendgesellschaften, aber wie ein breiter Kachelofen, der wärmt. Dabei konnte er immer wieder fröhliche, erheiternde oder auch nachdenkliche Geschichten, selbst erlebte oder von anderen gehörte, erzählen, aus dem Schulleben, von einfachen und vornehmen Leuten, von der Liebe, vom Älterwerden und vieles mehr: Ein paar Beispiele:

Niederbayern:

Ein Schulrat kommt ins Klassenzimmer, kein Lehrer weit und breit. Es ist 8 Uhr, 10 nach 8...

Schließlich kommt der Lehrer.

Lehrer: Die Turmuhr ist steh'n gebliebn.

Schulrat: Denken s, wenn da oaner von da Regierung komma waar!

Lehrer: Herr Schuirat, monans, daß dann de Turmuhr net steh bliebm waar?



Abb. 9: Wolfgang Koller mit Markus Krammer bei einem Carossa-Abend in Zorneding.

Langenpreising (bei Erding):

Der neue Schulrat kommt in die Schule.

Ein Schüler: Varreck, bist du da neue Schuirat?

Da ander hot ganz anders ausg'schaugt!

Kiem Pauli:

Sie, Herr Dokta, wia lang hob i no z leb'm?

4 bis 6 Wochen gib i Eahna no.

Nach 3 Jahren: So, Herr Dokta, do bin i wieder, i bin der mit 6 Wochn!

Der Doktor: Meine Diagnose war richtig, Sie san foisch behandelt word'n!

Immer wieder war Wolfgang Koller dabei, wenn es um die Erforschung der Heimatgeschichte ging. Eine besonde-

re Herausforderung stellte ihm das Jahr 1974. Es war das Jahr 1200 nach der ersten urkundlichen Erwähnung Glonns. Dieses Jubiläum sollte festlich begangen werden; dafür waren alle, die sich mit Vergangenheit und Gegenwart des Ortes befassten, dafür setzte sich vor allem auch Wolfgang Koller ein. Er wurde, wie es der damalige Bürgermeister später ausdrückte, zum „Vater der 1200-Jahr-Feier“. Zunächst war seine Aufgabe, eine Festschrift zu erstellen. (Abb. 10) Unterstützt von László Schwarzenberger, der für die photographische Gestaltung sorgte, ging er erneut daran, Quellen zu erforschen, Verbindungen herzustellen, Leute zu befragen. Nach vielen durchgeschriebenen Nächten entstand ein Heimatbuch, das seine Sachkenntnis, sein Er-

zähltaent und seine tiefe Liebe zur Heimat widerspiegelt. Daneben schrieb er für Zeitungen mehrere Beiträge zur Ortsgeschichte, basierend auf den Aufzeichnungen von Lehrer Dunkes aus dem vorigen Jahrhundert.

Auch für die Festrede bei der offiziellen Feier am 28. April konnte man sich keinen anderen vorstellen als Wolfgang Koller. Er war der rechte Mann, hatte er doch sich ein Leben lang mit Heimatgeschichte befasst. So ließ er sich auch diese Aufgabe aufbürden. Die ehrenvollen Aufgaben waren ihm aber auch eine Last. In einem Brief an Freunde erwähnte er: „Das Glonner Jubeljahr bedrückt mich.“

Am letzten Sonntag vor dem Fest unternahm er eine kleine Wanderung zum Steinsee, um vom Doblberg die Glonner Talschaft und die Berge dahinter zu schauen. Auf seinem Weg traf ich ihn und lud ihn zu einer Tasse Kaffee ein. In dem Gespräch meinte er: „Wenn mir nun bis zum Fest gesund-

heitlich was zustößt, dann muss einer von Euch (er nannte ein paar Namen) die Rede vortragen. – Aber das geht ja nicht, sie ist ja im Stenogramm geschrieben.“ War es eine leise Vorahnung?

Schließlich kam der 28. April heran. Das Buch „1200 Jahre Glonn – Geschichte und Geschichten“ war im Druck gerade noch fertiggestellt; vor dem Festgottesdienst, von Kardinal Döpfner gefeiert, hielt Wolfgang Koller das erste Exemplar in der Hand. Danach, beim weltlichen Festakt im Pfarrsaal, begann er – nach den verschiedenen Grußworten – vor seinen Landsleuten und vor den vielen Ehrengästen, darunter Ministerpräsident Alfons Goppel, ein begeisterndes Lob seiner Heimat und ihrer Geschichte. (Abb. 11) „[...] und es gab noch nicht die ragenden runden Türme der Frauenkirche“, war der letzte Halbsatz, den er sprach – da brach er tot zusammen. Kardinal Döpfner spendete die Letzte Ölung. Wolfgang Koller hatte sich „verschwendet“ wie er fast visionär in dem Gedicht „Der Brunnen“ geschrieben hatte. „Die Kerze“, die vielen Wärme und Licht gegeben hatte, war verloschen.

#### Der Brunnen

Jugendkraft und Lebensmut  
hast du viel verschwendet;  
Freund und Fremdling tat es gut,  
was du gern spendet.

Niemals hat man dir gesagt:  
Nun sollst du genießen!  
Brunner werden nicht gefragt,  
ob die Quellen fließen.



Abb. 10: Die von Wolfgang Koller verfasste Festschrift zur 1200-Jahr-Feier Glonns.



Daß er trinkt, ist dem genug,  
dessen junges Leben  
es sogleich im Blute trug,  
reich sich auszugeben.

Wer zum Brunnen ist bestimmt,  
darf sich nicht bewahren,  
weil es seiner Art nicht ziemt,  
ängstlich sich zu sparen.  
Vieles, alles würde fehlen,  
wollte niemand Brunnen sein;  
nur die Brunnen, nur die Quellen  
halten Erd und Menschen rein.

#### Die Kerze

Die Kerze erlosch,  
das bergende Licht,  
die Stube verhüllte  
ihr Angesicht.

Die Kerze erlosch,  
Wind kam von fern,  
durchs offene Fenster  
leuchtet der Stern.

Wenn das Kleine vergeht,  
ist das Große uns nah,  
wenn das Scheinen verweht,  
bleibt das Leuchten da.

Abb. 11: Wolfgang Koller bei seiner Festansprache zur 1200-Jahr-Feier Glonns. Wenige Augenblicke später brach er tot zusammen.



---

## Anmerkung

\* Bei nachstehendem Beitrag handelt es sich um die Textfassung eines Vortrages, den der Autor am 23. April 1999 bei einer Gedenkveranstaltung anlässlich des 25. Todestages Wolfgang Kollers hielt.

---

## Quellen und Literatur

Chronik der Volksschule Glonn.

Koller, Wolfgang: Wer zum Brunnen ist bestimmt. Gedichte, Salzburg – München 1969.

Koller, Wolfgang: 1200 Jahre Glonn. Geschichte und Geschichten, Glonn 1974.

Maicher, Peter: Erinnerungen an Wolfgang Koller, in: Moosacher Streifzüge 3/1979.

Münchener Merkur / Ebersberger Zeitung.

Persönliche Unterlagen der Familie Eberle.

Süddeutsche Zeitung / Ebersberger Neueste Nachrichten.

Witzel, Kilian: Dichter und Schriftsteller, in: Der Landkreis Ebersberg. Raum und Geschichte, hg. v. d. Kreissparkasse Ebersberg, Stuttgart 1982, S. 286-307.

---

## Bildnachweis

Elisabeth Eberle, Ebersberg: Abb. 2, 3, 4, 5, 6.

Bernhard Schäfer, Jakobneuharting: Abb. 7, 10.

Helmut Wohner, Ebersberg: Abb. 1, 8, 9, 11.



---

# Mitteilungen und Notizen

## Sakrale Zeichen in der Landschaft Kreuze – Bildstöcke – Kapellen

Hans Roth

Die Religion war bis ins 20. Jahrhundert hinein die stärkste geistige Kraft, die das Leben der Menschen weitgehend bestimmte und prägte. Bewusst oder unbewusst ordnete sich der Mensch ein in die gläubige Gemeinschaft, übernahm überlieferte Verhaltensformen und Handlungsweisen und setzte sein Vertrauen in die überirdische Kraft, um Schutz und Hilfe in den unterschiedlichsten menschlichen Nöten zu erbitten. Diese Grundeinstellung gab Anlass zu einer vielseitigen und vielschichtigen Entfaltungsmöglichkeit der Frömmigkeits- und Glaubensbezeugung, die sich außerhalb von Kirche und Liturgie in der Setzung sakraler Zeichen in der Landschaft äußerte. (Abb. 1)

Es sind die oft unscheinbaren Kreuze in der Flur, die Bildstöcke am Wegrand, die Totenbretter am schmalen Kirchweg oder die kleinen und großen Kapellen in der Nähe von Siedlungen oder Gehöften. Je nach verfügbarem Material und dessen unterschiedlicher Bearbeitung

prägen sie unverwechselbar das Erscheinungsbild einzelner Gegenden, so dass die Kleindenkmälerforschung von Bildstock- oder Sakrallandschaften spricht. Da herrschten im Voralpen- und



Abb. 1: In die Zeit des 30-jährigen Krieges dürfte die im Volksmund „Schwedensäule“ genannte Marmorsäule östlich von Tulling entstanden sein. In ihrer Nische stand früher wohl eine Heiligenfigur.



Abb. 2: Das an ein Unglück erinnernde Marterl am Ortsrand von Oberndorf ist aus dem im Ebersberger Raum heimischen Tuffstein gearbeitet.

Alpenland Marmor, Kalkstein, Nagelfluh und Tuff als bevorzugt verwendete Materialien vor, (Abb. 2) andernorts der weniger witterungsbeständige Sandstein, wie zum Beispiel in den fränkischen Landstrichen. Gusseiserne und kunstvoll geschmiedete Kreuze bestimmten die Gegenden der Eisenge-

winnung, während in Waldregionen das Holz als leicht verfügbares Material für Kleindenkmäler zur Verfügung stand. Diese dürften ursprünglich in der Landschaft dominiert haben, allerdings mit dem Nachteil der relativ raschen Vergänglichkeit, so dass sich höchst selten solche über eine längere Zeitspanne hin erhalten haben und deshalb immer wieder erneuert wurden – oder auch nicht. Schon die Bezeichnung „Bildstock“, selbst für ein aus Stein gehauenes oder aufgemauertes Flurdenkmal, weist auf den Ursprung zurück: den abgearbeiteten, noch verwurzelten Baumstamm, an dem ein religiöses Bildzeichen angebracht oder in den eine Nische für ein solches ausgehört wurde. Holzschnitte aus dem frühen 16. Jahrhundert überliefern uns noch solche Bildstöcke, aber auch schon zimmermannsmäßig hergestellte Holzsäulen mit Aufsatz, dem sogenannten „Heiligenhäuschen“, mit Bedachung zum Schutz vor Witterungseinflüssen. Diese zunächst einfachen Formen finden ihre stilistische Fortentwicklung und Ausprägung seit der Spätgotik und erreichen im 17. und 18. Jahrhundert einen gestalterischen Höhepunkt durch gedrehte oder reich profilierte Säulen mit Einzelplastiken oder Figurengruppen darauf. Vom hölzernen und später gemauerten Nischenbildstock mit schützendem Vordach führte die Entwicklung zur geräumigen Kapelle mit reicher Ausstattung, an der nicht selten bedeutende Kunsthandwerker beteiligt waren. Parallel dazu säumten gleichwohl noch die schlichten Kreuze und Zeichen gläubiger Gesinnung die Wege und Fluren, begleiteten den Vorüber-



genden, wiesen die Fuhrleute auf Gefahrenstellen hin. (Abb. 3)

Die Entstehung solcher Bildwerke reicht weit zurück. Wir wissen von der germanischen Sitte, Totenmale an Weggabelungen zu errichten. Wie so vieles, übernahm auch diesen Brauch die Kirche in kluger Einsicht und verband heidnische Überlieferung mit dem Geist der christlichen Religion. Papst Leo III. gab 779 eine Weisung, die in den Libri Carolini des Alkuin festgehalten ist: „Man möge an Weggucken, wo man sich zu begegnen pflegt, Kreuze errichten“.

Die Anlässe zur Setzung solcher religiöser Bildwerke waren unterschiedlich und vielschichtig. Nicht nur der geistlichen Erbauung dienten sie oder kennzeichneten einen Pilger- oder Wallfahrerweg. Das Feldkreuz sollte die Flur vor Hagel und Ungewitter schützen, stellte doch die gesicherte Ernte die Existenzgrundlage für die Menschen dar. Hofkapellen und Bildstöcke verdanken ihre Entstehung oft einem Verlöbnis bei einem abgewendeten Schicksalsschlag, bei Krankheit, (Abb. 4) drohendem Brandunglück und dientem vor allem der privaten Andacht.

Gekennzeichnet wurde häufig der Ort eines Unglücksfalles, eines Verbrechens, das mit Tod endete. Zu den ältesten Flurdenkmälern in unserer Gegend zählen die roh behauenen, meist aus Nagelfluh bestehenden niedrigen

Abb. 3: Zweifellos Ausdruck tiefer religiöser Gesinnung ist die reich verzierte Granitsäule bei Helletsgaden. Ihr Schaft zeigt auf die Kreuzigung Christi verweisende Motive.

Sühnekreuze, die selten Jahreszahlen aufweisen oder durch Zeichen auf den Unglückshergang Bezug nehmen (zum Beispiel Lanze, Beil, Messer, Pflug-schar). Sie stehen im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Totschlagsühne, sind also neben ihrer volksreligiösen Aussage vor allem als Rechtsdenkmäler anzusehen, deren Setzung bis ins späte 16. Jahrhundert erfolgte. Mit der Ausbreitung des Christentums wurde die vorher bei Mord oder Totschlag übliche



Blutrache durch Verordnungen Karls des Großen und seiner Nachfolger unter Strafe gestellt. Entsprechend dem mittelalterlichen Rechtsbrauch wurde der unbeabsichtigte Totschlag nicht gerichtlich verfolgt, sondern privatrechtlich geregelt, das heißt, er musste vom Täter gegenüber den Angehörigen des Toten gesühnt werden. Diese Sühne erfolgte durch finanzielle Lei-



stungen an die Hinterbliebenen, die entsprechend dem gesellschaftlichen Stand des Verblichenen unterschiedlich hoch sein konnte und zudem verbunden war mit der Verpflichtung zu frommen Werken, die dem Seelenheil des Toten zugute kommen sollten: Messstiftungen, Wachspfer, Wallfahrten und nicht selten die Errichtung eines Steinkreuzes am Ort des Unglücks. Solche Vereinbarungen wurden unter Aufsicht des weltlichen Gerichts in Form von Sühneverträgen festgelegt, wofür sich zahlreiche Belege aus dem 15. und 16. Jahrhundert erhalten haben. Mit der auf dem Regensburger Reichstag 1532 als „Peinliche Gerichtsordnung“ (Carolina) verabschiedeten Änderung des Straf- wie auch des Strafverfahrensrechts wurde die Verbrechensbekämpfung als eine ausschließlich staatliche Aufgabe anerkannt, die auch nach staatlich-sozialen Gesichtspunkten zu erfolgen habe. Trotzdem hielt noch Jahrzehnte die privatrechtliche Schlichtung solcher Totschläge, die auch mit der Setzung religiöser Sühnemale verbunden war, an. Mit diesen Sühnekreuzen, oft fälschlich auch als Pest- oder Franzosenkreuze bezeichnet, verbinden sich nicht selten Sagen und Überlieferungen, die noch in Spuren ihren eigentlichen Setzungsanlass erkennen lassen.

Den unverrückbaren Flurdenkmälern kam nicht zuletzt auch eine rechtliche Funktion zu als Grenzmarken, wie sie in alten Flurbeschreibungen noch auf-

Abb. 4: Die alte Martersäule bei Ursprung weist möglicherweise auf eine wundersame Heilung von Krankheit hin.



scheinen. (Abb. 5) Sie kennzeichneten den Fuhrleuten Gefahrenstellen gleich den heutigen Verkehrszeichen, wiesen Wege, die Kapellen boten Unterstand bei Regen oder forderten den Wanderer zum Gebet auf: „Gehest hier vorbei, wolst nit vergessen, ein Ave Maria mit Lieb zu sprechen.“

Nur ein geringer Rest an mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Flurdenkmälern ist auf uns überkommen. Zum einen spricht dafür die Vergänglichkeit des Materials, zum andern auch ein verändertes religiöses Verhalten, das mit der Aufklärung im ausgehenden 18. Jahrhundert einsetzte und zur verordneten Beseitigung vieler solcher Zeugnisse der Volksfrömmigkeit führte. Bezeichnend für den damaligen Zeitgeist ist eine polemische Bemerkung im „Münchner Tagsblatt“ von 1803: „Es muß einem durch Baierns reizende Gegenden Reisenden ungemein betrüben, wenn er fast keine 500 Schritte wandern kann, ohne auf sogenannte Martyr-Säulen oder Schauerkreutze zu stossen. Sollten vielleicht erstere den Zweck haben, bey dem Wanderer religiöse Gedanken zu erwecken, oder die zweyten den Schauer abwenden? Ja, wenn sie nicht mit so verhunzten Gemälden und Statuen bemalen, beglecket und behangen wären, und letztere eine andere Einrichtung erhielten, könnten aber diese Säulen und Kreutze nicht dazu benützet werden, daß sie

Abb. 5: Das eingearbeitete „Schimmel-Wappen“ und die Jahreszahl „1632“ lassen den Schluss zu, dass es sich bei der monumentalen Granitsäule südlich der Dichtlmühle bei Tulling um eine Grenzmarkierung der Grafschaft Haag handelte.

am gehörigen Orte den zu Fuß Wandernden vermittelt eines Täfelchen den Weg zeigten, und ihm besonders an Scheidewegen die rechte Bahn wiesen?“ Nicht selten wurden Kapellen abgerissen und das Baumaterial für die Errichtung eines Schulhauses verwendet.

Diesem Niedergang folgte im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine zum



Teil durch Volksmission, religiöse Bruderschaften und Vereine geförderte Gegenbewegung, die nicht nur neue Bildstöcke, sondern vor allem kleine Kapellen im neugotischen und nachbarocken Stil entstehen ließ. Wenngleich während der nationalsozialistischen Herrschaft, die diesen materiellen Ausdrucksformen gläubiger Gesinnung ablehnend gegenüberstand, ein großer Verlust solcher religiöser Kleindenkmäler eintrat, so wurden bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit viele Kapellen und Bildwerke als Dank für die Heimkehr aus Krieg und Gefangenschaft errichtet. Heute erinnern an den Straßen häufig Kreuze mit Namen und Bild an einen an dieser Stelle tödlich verunglückten Menschen – zum Gedenken und zugleich als Mahnung zur Vorsicht.

Obwohl es an Neusetzungen nicht mangelt, ist der Bestand vielfach gefährdet. Waren es in den vergangenen Jahrzehnten Maßnahmen der Flurbereinigung und Straßenerweiterungen, die zur willkürlichen Versetzung oder zum Verlust von Flurdenkmälern führten, so sind sie heute Streusalz, Schneepflug, dem Schwerlastverkehr wie auch der mutwilligen Zerstörung ausgesetzt.

Es ist erfreulich, dass durch die Initiative von heimatkundlichen Vereinen oder Arbeitsgemeinschaften, aber auch durch privates Engagement und mit Unterstützung von Kommunen und Institutionen dieser Denkmälerbestand, der oft als Stiefkind der staatlichen Denkmalpflege bezeichnet wird, eine zuwendende Betreuung und fachgerechte Instandsetzung durch finanzielle Förderung erfährt.

#### Bildnachweis

Markus Krammer, Ebersberg: Abb. 1, 2, 3, 4, 5.



## Lorenz Wagner – Marktschreiber und Chronist

Bernhard Schäfer

Am 11. November 1999 wurde in der Stadtbücherei Grafing eine lokal- und regionalgeschichtlich äußerst wertvolle Quellenedition der Öffentlichkeit übergeben. Namentlich handelt es sich hierbei um die von dem Heimatforscher Max Oswald buchstabengetreu in Druckschrift übertragene Fassung einer von dem früheren Grafinger Marktschreiber Lorenz Wagner in den Jahren von 1861 bis 1875 handschriftlich zu Papier gebrachten „Chronik des königl. bay. Marktes Grafing“. Die schon lange ersehnte Herausgabe dieses heimatgeschichtlich überaus aufschlussreichen Werkes gab begründeten Anlass, einmal dem bis dahin weitgehend im Dunkel der Vergangenheit ruhenden Leben und Wirken des für Grafing und dessen Umgebung so bedeutenden Chronisten nachzuspüren.

Lorenz Wagner erblickte am 22. Februar 1829 als Sohn des Kaufmanns Josef Wagner und dessen Ehefrau Margareta, einer geborenen Felser, in Waldershof, Landgericht Tirschenreuth, das Licht der Welt.<sup>2</sup> Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er auf die Lateinschule in Amberg, die er nach vier Jahren Unterricht in den Fächern Latein, Griechisch, Deutsch, Religion, Arithmetik, Geographie, Geschichte

und Kalligraphie erfolgreich mit dem Absolutorium abschloss.<sup>3</sup> Der schulischen Ausbildung Wagners folgten mehrere Jahre der Tätigkeit bei verschiedenen Ämtern, in denen er seine ersten Berufserfahrungen sammeln konnte.<sup>4</sup> In dieser Zeit legte er auch die seit 1834 vorgeschriebene praktische Prüfung für das Amt eines Stadt- oder Marktschreibers ab.<sup>5</sup> Derart präpariert, wurde er zum 1. Mai 1856 als Marktschreiber in Moosbach, Landgericht Vohenstrauß, angestellt.<sup>6</sup> Neben der Erledigung seiner dienstlichen Aufgaben verfasste er dort in nur zwei Jahren eine Chronik seines Wirkungsortes.<sup>7</sup> Nach seinem Wechsel auf die Marktschreibersstelle in Konnersreuth, Landgericht Waldsassen, wurde er auch in dieser Gemeinde unaufgefordert als Chronist aktiv und brachte so von 1858 bis 1860 auf 319 Seiten die Annalen dieses kleinen oberpfälzischen Marktes zu Papier.<sup>8</sup>

Im Oktober 1860 las Lorenz Wagner in der Zeitung eine Bekanntmachung des Magistrates des Marktes Grafing, in der es hieß: „Die Marktschreiberstelle in Grafing, königl. Landgerichts Ebersberg, ist durch die Beförderung des bisherigen Marktschreibers in Erledigung gekommen. Die Bezüge dieser Stelle sind: 1) ein Jahresgehalt von 300 fl., ein

freies Wohnzimmer nebst freier Beheizung und Beleuchtung desselben; 2) angemessene Honorierung für Bearbeitung der Stiftungs- und Armenpflege-Arbeiten, welchen sich zu unterziehen ist. Diese Stelle bleibt immer provisorisch und in zweimonatlicher Frist aufkündbar. Bewerber, welche nach §. 48 lit. b des rev. Gem.-Ed. hiezu qualifiziert sind, und sich über guten Leumund ausweisen können, wollen sich binnen 3 Wochen von heute an mit ihren Zeugnissen an den unterfertigten Magistrat wenden.“<sup>9</sup> (Abb. 1) Wagner, der offensichtlich nach einer neuen Herausforderung suchte, fasste daraufhin den Entschluss, sich um die ausgeschriebene, wohl auch besser als sein bisheriger Posten dotierte Stelle zu bemühen. In seinem Bewerbungsschreiben vom 27. Oktober 1860 formulierte er kurz und klar: „Der gehorsamst unterzeichnete Bittsteller hat das Absolutorium der lateinischen Schule in Amberg er-

halten, hat hierauf bei mehreren Ämtern gearbeitet, und ist seit 1. Mai 1856 als Marktschreiber angestellt. Was die persönlichen Verhältnisse des Bittstellers anbelangt, so ist derselbe 31 Jahre alt, katholischer Religion, ledigen Standes und besitzt ein ausgemachtes Vermögen von 1200 fl. –. Es werden nun sechs Zeugnisse des gehorsam Unterzeichneten mit der Bitte vorgelegt, Wohlwöblicher Magistrat wolle dem gehorsam Unterzeichneten die erledigte Marktschreibersstelle ertheilen.“<sup>10</sup> (Abb. 2) Mit dieser seiner konzisen schriftlichen Vorstellung und seinen unterbreiteten Dokumenten konnte sich Wagner letztlich gegen seine neun Mitbewerber um den Grafinger Marktschreibersposten durchsetzen. Am 2. November 1860 beschloss der Magistrat von Grafing unter Leitung von Bürgermeister Ignaz Fischer einstimmig, ihm die vakante Marktschreibersstelle zu verleihen. Nachdem sich

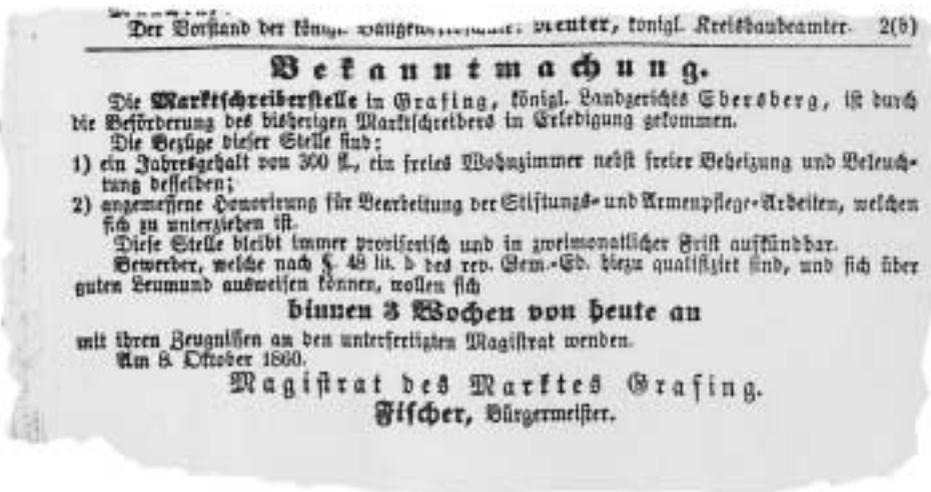


Abb. 1: Am 14. Oktober 1860 wurde vom Magistrat des Marktes Grafing die frei gewordene Grafinger Marktschreibersstelle in der Augsburgers Abendzeitung ausgeschrieben.



auch das Gremium der Gemeindebevollmächtigten einmütig für den ausserkorenen Anwärter ausgesprochen und die Königliche Regierung von Oberbayern / Kammer des Innern – wie vom bayerischen Gemeindeedikt gefordert – die von den beiden Gemeindekollegien getroffene Wahl bestätigt hatte, stand dessen Wechsel von Konnersreuth nach Grafing nichts mehr im Wege.<sup>11</sup>

Anfang Dezember 1860 traf Lorenz Wagner im Markt mit dem Bären im Wappen ein. Hier bezog er zunächst seine Dienstwohnung im ersten Stock des Rathauses, bestehend aus einem Arbeitszimmer, einem Wohnraum, einer Küche und einem kleinen Schlafgemach.<sup>12</sup> Am 10. des Monats erfolgte gelegentlich einer Magistratssitzung seine Dienstverpflichtung und Amtseinsweisung durch den Bürgermeister.<sup>13</sup> Wagner trat damit in die jahrhundertlange Reihe der Grafinger Marktschreiber, die uns allerdings erst von Anfang des 17. Jahrhunderts an namentlich bekannt sind.<sup>14</sup> Als Marktschreiber eines Marktes von knapp 740 Einwohnern,<sup>15</sup> der mit einer Familienzahl von weit unter 500 Familien zu den magistratischen Kommunen III. Klasse, also zu den kleineren städtisch verfassten Gemeinden gehörte und mithin auch über keinen richtigen Beamten- und Bedienstetenapparat verfügte, kamen auf Wagner umfangreiche Aufgaben zu. Als Leiter der Geschäfte im Rathaus

wurde er zum Träger der gesamten Verwaltung.<sup>16</sup> Einem zeitgenössischen Handbuch für die bayerischen Stadt-, Markt-, Gemeinde-, und Kirchenschreiber zufolge hatte er sich im Rahmen seines administrativen Wirkens um staatsrechtliche und militärische Belange ebenso zu kümmern wie um Religions- und Kirchenangelegenheiten oder um Erziehung, Bildung und Unterricht. Des weiteren brachte ihn seine Tätigkeit mit dem Medizinalwesen und der Allgemeinen Landespolizei und deren Bereichen Öffentliche Si-



Abb. 2: Das knappe Bewerbungsschreiben, mit dem sich Lorenz Wagner beim Magistrat des Marktes Grafing um die örtliche Marktschreibersstelle bewarb.



Abb. 3: Das 324 Seiten umfassende Handbuch F. A. Aulls aus dem Jahre 1854 dürfte mit seinen instruktiven Ausführungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreichen bayerischen Stadt-, Markt-, Gemeinde- und Kirchenschreibern als wertvolles Vademekum gedient haben.



cherheit, Kredit-, Nahrungs- und Armenwesen, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, Bauwesen, Presse und Zensur, Sitten- und Hauspolizei sowie Strafgerichtsbarkeit in Berührung. Darüber hinaus war er mit dem Gemeinde- und Stiftungswesen, der Statistik und Dienstübersicht sowie den Gerichtsverhältnissen betraut. Doch auch mit diversen Justizangelegenheiten, mit Zivilprozess-, Strafprozess-, Hypotheken-, Vertrags-, Verlassenschafts- und Vormundschaftsgegenständen, war der Marktschreiber gehalten, sich von Amts wegen zu beschäftigen.<sup>17</sup> (Abb. 3) Auf Grund der Weite und Vielgestaltigkeit seines Arbeitsfeldes und der hieraus re-

sultierenden fachlichen Kompetenz musste Wagner, der im Dienst immer schwarze Kleidung zu tragen hatte, bald schon neben dem Bürgermeister zu einem der einflussreichsten Männer in Grafing aufsteigen. Hierzu kam schließlich noch, dass er als Marktschreiber in den Magistratssitzungen nicht nur das Protokoll führte, sondern zudem auch über eine beratende Stimme verfügte.<sup>18</sup>

Trotz seiner großen dienstlichen Aufgabenlast, ging Lorenz Wagner im März 1861 daran, wie schon für seine letzten beiden Wirkungsorte, so auch für den Markt Grafing eine Chronik von den Anfängen bis zur Gegenwart zu er-

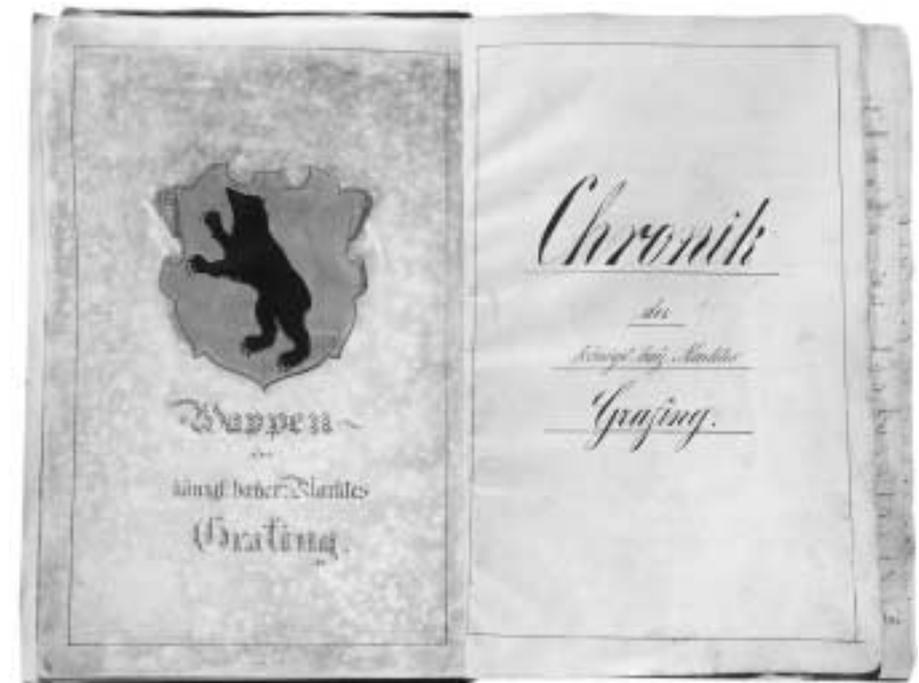


Abb. 4: Die Titelseite der von Lorenz Wagner verfassten Grafinger Marktchronik mit dem Wappen des Ortes.

stellen. Nach nur 16 Monaten hatte er sein Ziel erreicht. Gearbeitet aus allen ihm zugänglichen Archivalien und sonstigen Quellen, legte er im Juli 1862 ein über 430 Folioseiten umfassendes, in sauberer altdeutscher Kanzleihandschrift verfasstes Geschichtswerk vor, in dem er faktenreich und bisweilen detailverliebt neun Jahrhunderte der Historie von Grafing und Umgebung Revue passieren ließ und das – so sein Wunsch – von da ab kontinuierlich fortgeschrieben werden sollte.<sup>19</sup> (Abb. 4) Für seine ehrenamtliche Chronistentätigkeit erhielt er noch im selben Jahr durch hohe Regierungsentschließung vom 18. November 1862 eine Belobigung. Von dieser Ehrung offensichtlich moralisch gestärkt, wagte Wagner es im Februar 1863 erstmals, den Magistrat von Grafing mit dem Hinweis auf seine zunehmende Arbeitsbelastung und die gestiegenen Lebenshaltungskosten um eine Erhöhung seines Monatsgehalts von 25 auf 30 Gulden zu bitten; ein Ansinnen des Marktschreibers, dem nach entsprechenden Beschlüssen der beiden Gemeindegremien und Genehmigung der Regierung von Oberbayern nicht zuletzt unter Verweis auf seine unentgeltliche historiographische Leistung rückwirkend zum 1. Oktober 1862 entsprochen wurde.<sup>20</sup>

Nach 13 Jahren pflichtbewusster Dienstverrichtung in Grafing reichte Lorenz Wagner an Weihnachten 1873 seine Kündigung ein, um auf die ihm zugesprochene, besser dotierte Stelle des Marktschreibers in Dorfen zu wechseln. Geradezu im letzten Moment gelang es dann aber dem Magistrat und

dem Gremium der Gemeindebevollmächtigten von Grafing Ende Dezember, den ihrem Markt drohenden Verlust zu verhindern. Durch eine neuerliche Aufbesserung seines Gehalts auf nunmehr 400 Gulden im Jahr konnten sie Wagner doch noch in seinem Amt halten. Drei Jahre später aber gab es für den Grafinger Chronisten kein Halten mehr. Am 29. November 1876 kündigte Wagner erneut, um die frei gewordene Stelle des Marktschreibers in Waldershof, seinem Heimatort, zu übernehmen.<sup>21</sup> Diesen Posten sollte er schließlich bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1894 inne haben.<sup>22</sup> Warum er für den Markt, in dem er geboren worden war, trotz seines langen Wirkens vor Ort keine Chronik wie für Moosbach, Konnersreuth und Grafing schuf, ist ein Geheimnis, das der Marktschreiber und Chronist vermutlich mit in sein Grab nahm. Lorenz Wagner starb – kurze Zeit nach seiner Pensionierung – am 30. August 1894 im Alter von 65 Jahren in seiner Wohnung in Waldershof.<sup>23</sup> (Abb. 5)

Wenn nun Lorenz Wagners „Chronik des königl. bay. Marktes Grafing“ in gedruckter Form vorliegt und mithin einem weiteren Leserkreis als bisher zugänglich ist, so ist dies nicht nur ein Glücksfall für die Heimatforschung in Grafing und Umgebung, sondern überdies die späte Würdigung einer Persönlichkeit, die sich in ihrem eifrigen Schaffen um die Gemeinde mit dem Bären im Wappen verdient gemacht hat.

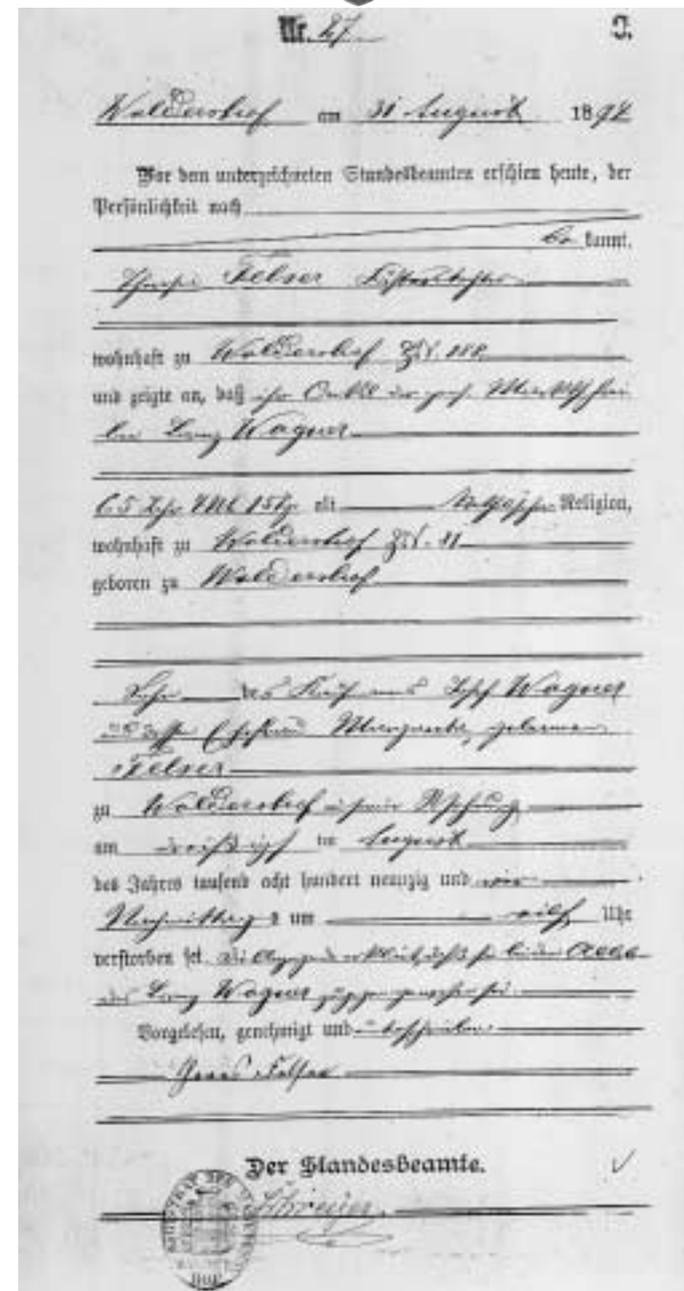


Abb. 5: Am 31. August 1894 meldete Theresia Felser auf dem Standesamt in Waldershof den Tod ihres Onkels Lorenz Wagner.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Oswald, Max (Bearb.): Lorenz Wagner: Chronik des königl. bay. Marktes Grafing, Neukeferloh / München 1999. Das Original der Chronik ist Eigentum der Stadt Grafing bei München und befindet sich in deren Archiv.
- <sup>2</sup> Siehe Stadtarchiv (StadtA) Waldershof, Personalstandsliste des Magistrats Waldershof u. Sterbebuch des Standesamtes Waldershof 1894, Nr. 27.
- <sup>3</sup> Siehe StadtA Grafing, I A S 25 Marktschreiber (1844–1901) u. Liedtke, Max: Von der erneuerten Verordnungs- und Unterrichtspflicht (1802) bis 1870. Gesamtdarstellung, in: Ders. (Hg.): Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens, Bd. II, Geschichte der Schule in Bayern von 1800 bis 1918, Bad Heilbrunn/Obb. 1993, S. 11-133, S. 100-105.
- <sup>4</sup> Siehe StadtA Grafing, I A S 25 (wie Anm. 3).
- <sup>5</sup> Siehe Kahr, Gustav von (Hg.): Bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseits des Rheins, 1. Bd., München 1896, S. 729.
- <sup>6</sup> Siehe StadtA Grafing I A S 25 (wie Anm. 3).
- <sup>7</sup> Siehe Oswald (wie Anm. 1), S. 8.
- <sup>8</sup> Siehe ebd. u. freundl. Mitteilung von Herrn Alois Weiß, Konnersreuth.
- <sup>9</sup> Augsburger Abendzeitung, 284, So., 14.10.1860, S. 2398.
- <sup>10</sup> StadtA Grafing I A S 25 (wie Anm. 3).
- <sup>11</sup> Siehe ebd.

- <sup>12</sup> Siehe Oswald, Marin: Häuser- und Familienbuch des Marktes Grafing vom 30jährigen Krieg bis 1900, Grafing 1973, S. 710.
- <sup>13</sup> Siehe StadtA Grafing I A S 25 (wie Anm. 3).
- <sup>14</sup> Siehe Oswald (wie Anm. 12), S. 697-712.
- <sup>15</sup> Siehe Oswald (wie Anm. 1), S. 9.
- <sup>16</sup> Siehe hierzu u. zum Folgenden Kahr (wie Anm. 5), S. 727-732.
- <sup>17</sup> Siehe Aull, F. A.: Der bayerische Stadt-, Markt-, Gemeinde- und Kirchenschreiber. Ein vollkommen belehrendes Handbuch, Würzburg 1854.
- <sup>18</sup> Siehe Kahr (wie Anm. 5), S. 727-732.
- <sup>19</sup> Siehe Oswald (wie Anm. 1), S. 8 u. passim.
- <sup>20</sup> Siehe StadtA Grafing, I A S 25 (wie Anm. 3).
- <sup>21</sup> Siehe ebd.
- <sup>22</sup> Siehe Kuttner, Friedrich: Geschichte des Marktes Waldershof, Waldershof 1950, S. 79.
- <sup>23</sup> Siehe StadtA Waldershof, Sterbebuch (wie Anm. 2).

## Bildnachweis

- Bernhard Schäfer, Jakobneuharting: Abb. 1.  
Stadtarchiv Grafing : Abb. 2, 3.  
Stadtarchiv Waldershof: Abb. 5.  
Anja Renata Walz, Grafing: Abb. 4.



## Hinweise

### Neues heimatkundliches Schrifttum

**Bulin, Rudolf:** „daß Licht in das Dunkel der religiösen Wirren gebracht werde“. Konflikte um die Rezeption der Papstdogmen des Ersten Vatikanischen Konzils (1869-70) auf lokaler Ebene zwischen Grafing und Kiefersfelden, in: Das bayerische Inn-Oberland 54 (1999), S. 7-180. M. s.-w. Abb.

**Eckardt, Marianne / Katzlmeier, Werner:** Chronik der Gemeinde Tuntenhausen, Tuntenhausen (Selbstverlag) 1998. 496 S. m. zahlr. s.-w. u. f. Abb. ISBN 3-932665-99-6  
DM 78,00

**Gemeinde Forstinning.** Bürgerinformationen, hg. v. d. Gemeinde Forstinning, 2. Aufl., Allershausen (Reba-Verlag) 1998. 44 S. m. zahlr. f. Abb.

**Großegesse, Arnold J. (Hg.):** Not, Leid und Tod – Umbruch und neue Hoffnung. Die Schlacht von Hohenlinden im Jahr 1800, eine historische Wende aus lokaler Perspektive, (Der Landkreis Ebersberg. Geschichte und Gegenwart 6), Ebersberg (Kreissparkasse Ebersberg) 1999. 128 S. + 32 S. Sonderbeilage m. zahlr. s.-w. u. f. Abb. ISBN 3-933859-06-9  
DM 25,80

**Grundmann von Holly, Thomas:** Gemeindecronik Steinhöring, Bd. 1, Steinhöring (Selbstverlag) 1999. 111 S. m. zahlr. s.-w. u. f. Abb.  
DM 35,00

**Huber, Hans:** Chronik der Freiwilligen Feuerwehr Alxing, in: 125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Alxing e.V. Festschrift und Chronik. Festtage: 27. Bis 31. Mai 1999, hg. v. d. Freiwilligen Feuerwehr Alxing e.V., Alxing (Selbstverlag) 1999, S. 13-81. M. zahlr. s.-w. u. f. Abb.

**Kirchseeoner Kalender 2000,** hg. v. Verein für Heimatkunde Kirchseeon e.V., Kirchseeon (Selbstverlag) 1999. 27 Bl. m. zahlr. s.-w. u. f. Abb.  
DM 12,00

**Kramer, Dagmar:** Schulhausbauten in der Marktgemeinde Kirchseeon, Kirchseeon (Selbstverlag) 1999. 79 S. m. zahlr. s.-w. Abb.  
DM 16,00

**Krammer, Markus / Schäfer, Bernhard:** 100 Jahre Lokalbahn Grafing – Ebersberg. 1899 – 1999, Neukeferloh / München (Verlag Lutz Garnies) 1999. 152 S. m. zahlr. s.-w. Abb. ISBN 3-926163-17-8  
DM 15,00

**Land um den Ebersberger Forst.** Beiträge zur Geschichte und Kultur. Jahrbuch des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg e.V. 1 (1998), hg. v. Historischen Verein für den Landkreis Ebersberg e.V., Neukeferloh / München (Verlag Lutz Garnies) 1999. 84 S. m. zahlr. s.-w. Abb. ISBN 3-926163-16-X  
DM 16,00

**Lebmeier, Hans:** Lebendiges Aßling. Im Rhythmus der Jahreszeiten, Horb am Neckar (Geiger-Verlag) 1999. 60 S. m. zahlr. f. Abb. ISBN 3-89570-573-X  
DM 29,80

**Müller, Werner:** Die Klosterreform in Bayern und der Prozeß gegen Abt Simon Kastner von Ebersberg vor dem Konzil von Basel (1431-1449), in: Das bayerische Inn-Oberland 54 (1999), S. 209-219.

**Oswald, Max (Bearb.):** Lorenz Wagner: Chronik des königl. bay. Marktes Grafing, Neukeferloh / München (Verlag Lutz Garnies) 1999. 184 S. m. zahlr. s.-w. u. f. Abb. ISBN 3-926-18-6  
DM 32,50

**Penz, Franz E.:** 2500 Jahre. Das Land um Alxing und Bruck. Von den Anfängen der Besiedlung bis zur Gegenwart, Alxing (Raiffeisenbank Alxing-Bruck e.G.) 1999. 200 S. m. zahlr. s.-w. u. f. Abb. DM 31,00

**Riedelsheimer, Karl:** Gschicht'n aus der Grafinger Zeitung. 1928 – 1949, Hattingen (Selbstverlag) 1999. 134 S. m. s.-w. Abb. ISBN 3-934533-00-0 DM 20,00

**Schäfer, Bernhard und Berthold:** Frauenneuharting im 20. Jahrhundert. Eine oberbayerische Landgemeinde im Wandel der Zeit, Neukeferloh / München (Verlag Lutz Garnies) 2000. 107 S. m. zahlr. s.-w. Abb. ISBN 3-926163-19-4 DM 32,00

**Schäfer, Berthold:** 100 Jahre Burschenverein Frohsinn Jakobneuharting, in: Burschenverein Jakobneuharting. Festschrift zum 100jährigen Gründungsfest mit Festwoche im Juni, hg. v. Burschenverein Frohsinn Jakobneuharting, Jakobneuharting (Selbstverlag) 1999, S. 7-37. M. zahlr. s.-w. Abb.

**Winter, Bernhard (Hg.):** Schwabener Erzählkreis 1997 und 1998, Markt Schwaben (Selbstverlag) 1999. 183 S. m. zahlr. s.-w. Abb. DM 18,00

**Winter Bernhard (Hg.):** Schwabener Erzählkreis 1997 und 1998, 2., überarb. u. erw. Aufl., Markt Schwaben (Selbstverlag) 1999 (1999). 236 S. m. zahlr. s.-w. Abb. DM 23,00

**„Wißts wos, gründ ma an Verein!“** Zum 150. Geburtstag von Lehrer Josef Vogl, hg. v. Bayerischen Trachtenverband e.V., Unterwössen (Selbstverlag) 1999. 56 S. m. zahlr. s.-w. u. f. Abb. DM 10,00



## Wichtige Termine

### 28. April 2000

Der Verein für Gartenbau und Ortsverschönerung Vaterstetten e.V. begeht mit einem Festabend im Vaterstettener Rathaus und der Herausgabe einer Jubiläumsschrift sein 100-jähriges Bestehen.

### 27. und 28. Mai 2000

Die Liederfreiheit Markt Schwaben feiert ihr 90-jähriges Gründungsfest.

### 31. Mai bis 5. Juni 2000

Der Schützenverein Forstinning erinnert mit einer Festwoche an seine Gründung vor 125 Jahren.

### 29. Juni bis 3. Juli 2000

Der Heimat- und Gebirgstrachtenverein „Seetaler“ Kirchseeon e.V. feiert in einem Festzelt sein 80-jähriges Bestehen.

### 29. Juni bis 3. Juli 2000

Die Feuerwehren des Landkreises Ebersberg begehen in Markt Schwaben mit einem vielgestaltigen Programm den Kreisfeuerwehrtag 2000.

### 9. Juli 2000

Der aus Pienzenau stammende Neupriester Axel Windecker feiert in Alxing seine Primiz.

### 14., 15. und 16. Juli 2000

Die Gemeinde Hohenlinden und der Verein Hohenlinden 2000 erinnern mit dem Freilichtspiel „Knechte der Schlacht“ von Martin Winklbauer an die Schlacht von Hohenlinden vor 200 Jahren.

### 16. Juli 2000

Die Gemeinde Vaterstetten gedenkt mit der Einweihung eines Brunnens am Parsdorfer Dorfplatz der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens von Parsdorf vor 200 Jahren.

### 21., 22. und 23. Juli 2000

Die Gemeinde Hohenlinden und der Verein Hohenlinden 2000 erinnern mit dem Freilichtspiel „Knechte der Schlacht“ von Martin Winklbauer an die Schlacht von Hohenlinden vor 200 Jahren.

### 10. September 2000

Die Katholische Arbeiterbewegung Kirchseeon feiert mit einem Festgottesdienst ihr 100-jähriges Bestehen.

### 4. bis 8. November 2000

Der Verein Heimatmuseum Markt Schwaben e.V. zeigt im Rathaus in Markt Schwaben eine Ausstellung zum Thema „Wappenkunde – Familien- und Stammwappen in der Gemeinde Markt Schwaben“.

### 3. Dezember 2000

Die Gemeinde Hohenlinden und der Verein Hohenlinden 2000 erinnern mit einem Gedenktag an die Schlacht von Hohenlinden vor 200 Jahren.

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Hinweise auf neues heimatkundliches Schrifttum sowie auf wichtige Termine werden von der Redaktion dankbar entgegengenommen.

## Vereinschronik 1999

### Historischer Verein für den Landkreis Ebersberg e.V.

Tegernauer Straße 15  
83553 Frauenneuharting  
Telefon: 08092 / 336373  
Telefax: 08092 / 336374

### Vorstandschafft

1. Vorsitzender: Bernhard Schäfer  
Stellvertretende Vorsitzende: Dr. Hans Ulrich Ziegler  
Karin Leonhardt  
Schriftführer: Dr. Walter Gehring  
Kassier: Fritz Eichhorn



Vorstandssitzung des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg e.V. Zu Gast die drei Initiatorinnen des Vereins: Dr. Rotraut Acker, Antje Berberich und Brigitte Schliewen.

(Foto: Mike Huber, Haag)



### Mitglieder

Dr. Rotraut und Udo Acker, Grafing  
Max Aman, Tulling  
Irmtraud Anhalt, Ebersberg  
Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde  
Grafing e.V.  
Gemeinde Baiern  
Hildegard Baur, Jakobneuharting  
Dr. Wolfgang Beer, Grafing  
Gertrud und Hermann Beham, Grafing  
Antje Berberich, Ebersberg  
Manfred Bergmeister, Ebersberg  
Linda und Peter Bestehorn, Jakobneuharting  
Walter Brilmayer, Ebersberg  
Anne Brosig, Grafing  
Stadt Ebersberg  
Fritz und Ingeborg Eichhorn, Aßling  
Evi Eidam, Kirchseeon  
Ingeborg Erlenbauer-Hentze, Zorneding  
Gottlieb Fauth, Weißenfeld  
Gemeinde Forstinning  
Gemeinde Frauenneuharting  
Winfried Freitag, München  
Ehrenfried Gassner, Oberlaufing  
Dr. Walter Gehring, Kirchseeon  
Marktgemeinde Glonn  
Ingrid Golanski, Grafing  
Stadt Grafing bei München  
Thomas Grundmann-von Holly, Steinhöring  
Franz Gschwendtner, Jakobneuharting  
Ludwig und Ursula Haffner, Ebersberg  
Hildegard und Otto Hild, Baldham  
Anneliese Hindelang, Oberndorf  
Johann Hohbauer, Kirchseeon  
Josef Hollerith, Anzing  
Heinrich Hölzle, Grafing  
Hans Huber, Taglaching  
Hermann und Jacqueline Huber, Grafing  
Ingeborg Huber, Grafing  
Werner Hubert, Ebersberg  
Matthias Kapp, Markt Schwaben  
Prof. Dr. Reinhard und Dr. Waltraud  
Kennel, Kirchseeon  
Hans Kießling, Aßling  
Alois Kleinmaier, Grafing  
Norbert Klug, Grafing  
Günther Koch, Vaterstetten  
Kreisbildungswerk Ebersberg e.V.  
Landkreis Ebersberg  
Josef Lang, Ebersberg  
Karin Leonhardt, München  
Elisabeth und Leonhard Liebert, Aßling  
Erika Linhart, Dichau  
Robert Massar, Ebersberg  
Dr. Adalbert und Johanna Mischlewski,  
Grafing  
Martin Moosmayer, Lochen  
Helmut Moritz, Schammach  
Michael Müller, Ebersberg  
Alfons Nagl, Hohenlinden  
Bärbel Narnhammer, Anzing  
Max Niedermeier, Steinhöring  
Eva Niederreiter-Egerer, Grafing  
Hans Obermair, Glonn  
Gemeinde Oberpfraammern  
Elisabeth und Max Oswald, Grafing  
Franz und Irmgard Otter, Ebersberg  
Reinhard Pecher, Ebersberg  
Lilo Pfeiffer, Grafing  
Gemeinde Pliening  
Gemeinde Poing  
Johann Preimesser, Steinhöring  
Max Graf von Rechberg, Untererkofen  
Dr. Renate von Sarnowski, Ebersberg  
Bernhard Schäfer, Jakobneuharting  
Berthold Schäfer, Jakobneuharting  
Brigitte Schäfer, Jakobneuharting  
Guido Scheller, Oberpfraammern  
Antonie und Hans Schleicher, Feldkirchen

Brigitte Schliewen, Vaterstetten  
 Hans und Magda Schmidmaier, Vaterstetten  
 Erika Schnell, Frauenneuharting  
 Michael Scholz, Ebersberg  
 Dr. Martin Schraven, Ebersberg  
 Ingo Schröder, München  
 Toni Schwarz, Grafing  
 Johann Sichler, Kirchseeon  
 Martin Sigl, Glonn  
 Josef Singer, Hungerberg  
 Reinhold Sporer, Ebersberg  
 Pankraz Spötzl, Emmering  
 Staatliche Realschule Ebersberg  
 Christa Stewens, Anglbrechting  
 Dr. Jürgen Vocke, Ebersberg  
 Hartmut und Klothilde von Voigt, Grafing  
 Hans Vollhardt, Ebersberg  
 Anja Renata Walz, Grafing-Bahnhof  
 Dr. Franz Weinfurtner, Ebersberg  
 Robert Weininger, Traxl  
 Maria Wieser, Frauenneuharting  
 Bernhard, David und Gisela Winter, Markt Schwaben  
 Dr. Florian Wüsten, Ebersberg  
 Dr. Hans Ulrich Ziegler, Zorneding

Zugänge: 19  
 Abgänge: (1)  
 Verstorbene Mitglieder:  
 Dr. Horst Linhart, Tierarzt i. R., Dichau  
 Gesamtmitgliederzahl: 99

## Veranstaltungen

### 27. Januar 1999

Dr. Karl Dickopf, Direktor des Gymnasiums Grafing i. R., referiert im Gasthof „La Posta“ in Hohenlinden zum Thema „Die Schlacht bei Hohenlinden – ein

Wendepunkt in der bayerischen und deutschen Geschichte“. Es werden Lichtbilder und Originalexponate gezeigt.

### 22. März 1999

Im Großen Sitzungssaal des Landratsamtes Ebersberg findet die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg e.V. statt. Daran anschließend stellt Altlandrat Hermann Beham den 1. Band des vereinseigenen Jahrbuches „Land um den Ebersberger Forst. Beiträge zur Geschichte und Kultur“ vor.

### 18. Mai 1999

Dr. Stefan Breit vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München spricht im Gasthaus „Ramsl“ in Steinhöring zum Thema „Steinhöring contra Herzog Maximilian – Zwölf Gemeinden aus dem Ebersberger Raum zitieren ihren Landesherrn vor das Reichskammergericht“. Für die musikalische Umrahmung des Lichtbildervortrages sorgt die „Steinhöringer Hausmusik“.

### 2. bis 30. Juli 1999

Der Historische Verein für den Landkreis Ebersberg e.V. zeigt im Rathaus in Ebersberg eine Ausstellung zum Thema „100 Jahre Eisenbahn Grafing – Ebersberg“. Zur Eröffnung sprechen die Autoren der bei dieser Gelegenheit präsentierten Jubiläumsschrift, Kreisheimatpfleger Markus Krammer und 1. Vorsitzender Bernhard Schäfer.

### 2. bis 22. September 1999

Der Historische Verein für den Landkreis Ebersberg e.V. zeigt in der Büche-



rei in Grafing die Ausstellung „100 Jahre Eisenbahn Grafing – Ebersberg“.

### 12. September 1999

Der Historische Verein für den Landkreis Ebersberg e.V. nimmt gelegentlich des „Tages des offenen Denkmals“ an einer Führung des Kreisheimatpflegers Markus Krammer teil, in deren Verlauf das Rathaus, der Marienplatz und die Kirche Sankt Sebastian in Ebersberg eine eingehende Würdigung erfahren.

### 19. September 1999

Der Historische Verein für den Landkreis Ebersberg e.V. besucht die Ausstellung „Münchner Gotik in Freising“ im Diözesanmuseum in Freising.

### 6. Oktober 1999

Hans Roth, Geschäftsführer des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e.V., und Kreisheimatpfleger Markus Krammer referieren im „Martinsstadel“ in Zorneding an Hand von Lichtbildern zum Thema „Klein- und Flurdenkmäler. Gefährdungen – Schutzmaßnahmen – Dokumentation“.

### 25. November 1999

Der Germanist und Vergleichende Sprachwissenschaftler Prof. Theo Vennemann von der Ludwig-Maximilians-Universität in München spricht im Rathaus in Ebersberg zum Thema „Grundfragen der heutigen Ortsnamenforschung – dargelegt am Ortsnamen ‚Ebersberg‘ und anderen ausgewählten bayerischen Beispielen“.

---

## Mitarbeiter dieses Bandes

**Hermann Beham**, Altlandrat des Landkreises Ebersberg, Rieperdingerstraße 8, 85567 Grafing.

**Antje M. Berberich**, Leiterin des Stadtarchivs Ebersberg, Laufinger Allee 2, 85560 Ebersberg.

**Dr. Stefan Breit**, Historiker am Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Daiserstraße 41, 81371 München.

**Rudolf Gerer**, Rektor der Volksschule Glonn, Doblberg 7, 85625 Glonn.

**Hans Roth**, Geschäftsführer des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e.V., Ludwigstraße 23 Rückgebäude, 80539 München.

**Bernhard Schäfer M.A.**, Historiker, Tegernauer Straße 15, 83553 Jakobneuharting.

**Berthold Schäfer**, Schulamtsdirektor i. R., Tegernauer Straße 15, 83553 Jakobneuharting.

**Brigitte Schliewen M.A.**, Kunsthistorikerin, Heinrich-Marschner-Straße 66 B, 85591 Vaterstetten.

**Prof. Theo Vennemann, Ph.D.**, Inhaber des Lehrstuhls für Germanistische und Theoretische Linguistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Schellingstraße 3 RG, 80799 München.

Für den Inhalt der Beiträge sind ausschließlich die Verfasser verantwortlich, denen an dieser Stelle für die unentgeltliche Überlassung ihrer Manuskripte gedankt sei. Dank gebührt auch allen in den Bildnachweisen genannten Personen und Institutionen für die freundliche Genehmigung der Wiedergabe der Bildvorlagen.

Beiträge zum Jahrbuch sowie Anregungen zu seiner Gestaltung werden von der Redaktion dankbar entgegengenommen.





Verlag Lutz Garnies, Neukeferloh/München

ISBN 3-926163-20-8